IRLÄNDISCHE MÄRCHEN WIEDERERZÄHLT

Karl Knortz



Date Due

MAR 16 1949 G			
[redacted]			



Irländische Märchen.

Wiedererzählt

von

Karl Knortz

(New-York).

Zürich 1886.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Im Verlags-Magazin in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung sozialer Irrthümer und Leiden. Von Irma von Troll-Borostyáni. — 4 Mk. = 5 Fr.

Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von August Bebel. 4 Mk. = 5 Fr.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne (Richard Voß). Erste Sammlung. Zweite, stark vermehrte Auflage. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne (Richard Voß). Neue Folge. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten von Richard Voß (Verfasser der „Scherben"). — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Visionen eines deutschen Patrioten. Von Richard Voß. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 80 Cts.

Magda. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Richard Voß. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche. Den wackern Männern erzählt, so da lieber wissen statt glauben. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Unter dem Sargdeckel. Fragmentarische Enthüllungen aus dem großen *** Nichts *** genannt: ☐ vulgo „Freimaurerlogen". Nebst einer kurzen Blumenlese aus »Tant de bruit pour une omelette« genannt: Encyklika des Papstes Leo XIII. gegen die Freimaurer. Von „Bruder" Narrenfeind. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Von Carl Ludwig. — 3 Mk. = Fr. 3. 60.

Neue Gedichte von Georg Herwegh. Herausgegeben nach seinem Tode. — 4 Mk. = 5 Fr.

Bilder aus den Vereinigten Staaten. Von J. J. Richter. 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Washington. Sein Lebensbild nach W. Irving von J. Schneebeli. Herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode. Mit einem Portrait Washington's und einer lithogr. Karte. — 1 Mk. 20 Pf. (Für die Schweiz 1 Fr. 20 Cts.)

Irländische Märchen.

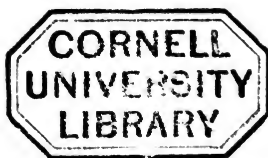
Wiedererzählt

von

Karl Knortz
(New-York).

Zürich 1886.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)





Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Der Wechselbalg	1
2.	Eine probate Kur	3
3.	Die Geschichte von zwei Buckligen	5
4.	Die Elfen-Amme	7
5.	Jim Doyle im Elfenpalast	9
6.	Nora	10
7.	Mornach oder die Nixen	12
8.	Ochs, Kuh und Kalb	12
9.	Ein Kobold in Eselsgestalt	13
10.	Das Schloß der Ungewißheit	15
11.	Der Teufel und der Steuerempfänger	18
12.	Der vorzeitige Prophet	19
13.	Die Geschichte von drei Geistern, welche Fußball spielten	20
14.	Cauth Morrisy	21
15.	Der Schatzgräber	24
16.	Gearoidh Iarla	26
17.	Jack Barrett	27
18.	Eine Geistergeschichte	28
19.	Fann Mac Cuil und der schottische Riese	29
20.	Fion's Jugend	32
21.	Die Königin von Sciana Breaca	33
22.	Conan in Ceasch	35
23.	Oisin's Jugend	37
24.	Oisin's Greisenalter	39
25.	Die Legende von Loch na Piasta	40
26.	Der König mit den Pferdeohren	42
27.	Knocksheogowna oder der Berg des Elfenkalbes	45
28.	Des Priesters Abendessen	48
29.	Die Eierschalen-Brauerei	49
30.	Der Flaschenberg	51
31.	Herr und Knecht	56
32.	Der kleine Schuh	59

Seite
33. Das Geister-Pferd 60
34. Der verwunschene See 61
35. Die Nixe von Gollerus 63
36. Die Wundermelodie 66
37. Donaghadee 68
38. Der geborgte See 69
39. Königliche Lehren 71
40. Goban Saor oder der kluge Baumeister 73
41. Hans der Herr und Hans der Knecht 75
42. „Das nächste Mal werde ich klüger sein!“ 81
43. Die drei Schwestern 83
44. Der braune Bär von Norwegen 86
45. Giolla na Chorицean Gobhar oder der Mann in dem Ziegenfelle 91
46. Die böse Stiefmutter 96
47. Shannon 100
48. Wie die Insel „Man“ entstand 101
49. Wie der Killarney-See entstand 101
50. Der Imhiquin-See 102
51. An Braon Suan or 102
52. Lir's Kinder 105
53. Tiis 106
54. Jakob und seine Kameraden 107
55. Die drei Kronen 113
56. Die Milch der weißen Kühe 119
57. St. Patrick und die Druiden 121
58. Wie St. Eloi von seinem Stolze kurirt wurde 123
59. Seulloge 124

Irländische Märchen.

Wiedererzählt von Karl Knortz.

1.

Der Wechselbalg.

Die Frau eines Matrosen gebar einst während der Abwesenheit ihres Mannes einen Knaben und wollte ihn nicht eher taufen lassen, als bis ihr Gemahl zurückgekehrt sei. Die Frauen der Nachbarschaft baten sie zwar tagtäglich, sie solle doch die Taufe nicht aufschieben, denn wer wisse, was dem Kinde sonst passiren könne; aber sie ließ sich einmal nicht bereden und sprach: „Mein Mann muß jeden Tag kommen."

Doch der Mann kam nicht und als der Knabe beinahe zwei Jahre alt war, hörte die Mutter eines Abends, da sie von der Feldarbeit nach Hause gekommen war, ein merkwürdiges Jammern in seinem Schlafzimmer. Eiligst lief sie an sein Bett und fragte, was ihm fehle.

„O, Mamma, Mamma!" rief er, ich bin krank und friere, nimm ja die Bettdecke nicht von mir!"

Gleich gab ihm die Mutter Milch zu trinken und fragte ihren ältesten Sohn, der sieben Jahre alt war, seit wie lange sein Brüderchen krank sei.

„Mutter," antwortete dieser, „er war so glücklich wie ein König, als du fort warst, und sprang munter und guter Dinge im Zimmer umher. Als ich nun auf einige Augenblicke in unsere andere Stube gegangen war, kam es mir vor, als flögen hunderte von großen Vögeln durch den Schornstein, und darnach hörte ich meinen Bruder schreien, und als ich wieder zurückkam, erkannte ich ihn kaum mehr, so verändert hatte er sich in der kurzen Zeit. Seine Kleider waren zerrissen und sein Gesicht so schmutzig, als habe er sich den ganzen Tag im Schlamm herumgewälzt."

Wie sie ihn nun recht betrachtete, wußte sie nicht, was sie vor Schreck thun sollte. Sein Gesicht war so runzlig wie das eines achtzigjährigen Greises; seine Arme und Beine waren so abgemagert wie ein Besenstiel und über und über mit Haaren bedeckt. Trotz alledem schien er aber doch noch ihrem jüngsten Sohne zu gleichen und Niemand konnte sie überzeugen, daß es ein Wechselbalg sei.

Nun hatten sich die Nachbarsfrauen wieder viel zu erzählen und eine meinte, das komme davon, wenn man sein Kind nicht zur rechten Zeit taufen ließe.

Um diesem Gerede Einhalt zu thun, sagte sie dann eines Tages zu dem Kleinen: „Komm, Alanna, ich will dich schön anziehen und in die Kirche tragen, damit du die heilige Taufe empfängst!"

Aber da schrie der Kleine plötzlich so schrecklich, daß die Dänen fortgelaufen wären, wenn sie es gehört hätten; die Mutter ließ ihn daher ruhig zu Hause, da sonst die ganze Dorfjugend hinter ihr her gezogen wäre.

Als sie am nächsten Abend wieder aus dem Felde kam und nach dem Knaben sah, bemerkte sie, daß er rein angezogen und schön gewaschen und gekämmt war. „Hast du dies gethan?" fragte sie ihren ältesten Sohn.

„Nein, erwiderte er, „die Nachbarn haben Recht und du hast Unrecht, was ich dir gleich beweisen will. Als ich ein wenig vor die Thüre gegangen war, hörte ich auf einmal allerlei Kinderlieder im Zimmer singen und wie ich mich vor das Schlüsselloch geschlichen hatte, sah ich eine Menge kleiner, weißer Frauen, die ihn wuschen und kämmten; sobald ich jedoch die Thüre aufmachte, verschwanden sie plötzlich."

„Du sprichst gerade wie die Nachbarn!" sagte die Mutter unwillig.

Am nächsten Tage hatte Pat eine neue Geschichte zu erzählen.

„Mutter," sagte er, „als du heute früh fortgingst, richtete sich der Kleine im Bette auf und befahl mir, ihm deine Thonpfeife zu reichen, damit er ein wenig rauchen könne. „Hallunke!" entgegnete ich ihm, „das werde ich der Mutter sagen!" „Sag es ihr nur immerhin," antwortete er, „sie glaubt dir doch kein Wort!"

„Und das thue ich auch nicht!" erwiderte die Mutter.

Endlich kam ein Brief von ihrem Gemahle, in dem er ihr mittheilte, daß er bald zurück sei. „Nun!" rief sie freudig aus, „wird auch

bald die Taufe gefeiert werden!“ Darnach zog sie sich an und ging in die Stadt, um Zucker, Thee und Fleisch einzukaufen. Als dies die Nachbarn sahen, liefen sie augenblicklich in ihr Haus und eine starke Frau wickelte den Wechselbalg in ein Tuch und trug ihn fort nach dem nahen Teiche. Er zappelte und fluchte, daß die Bauern die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen; aber die Frau fürchtete sich nicht und warf ihn beherzt in's Wasser. Trotzdem er so schwer wie Blei zu sein schien, sank er doch nicht unter, sondern schwamm, die Zähne fletschend und gräßlich lachend, im Teiche herum. „Sagt der Frau,“ schrie er, „sie könne von Glück sagen, daß ich sie nicht erwürgt habe!“

Als sie wieder zurückkehrten, begegnete ihnen unterwegs die Frau mit ihrem rechten Kinde auf dem Arme.

„Heute noch muß mein Sohn getauft werden,“ sagte sie, „und ihr alle seid hiermit zum Feste eingeladen!“

2.

Eine probate Kur.

Richard hatte den Beinamen „der Taugenichts“ nicht ohne Grund erhalten; denn wenn sich sein Vater und sein Bruder auf dem Felde abquälten, hielt er sich in den Wirthshäusern auf und vertrank und verspielte Alles bis auf den letzten Rock. Seine größte Freude bestand jedoch im Tanzen, worin er solche bewunderungswerthe Geschicklichkeit erlangt hatte, daß ihm seine Verwandten Vieles hingehen ließen, wenn er ihnen Abends eine Vorstellung gab, wozu er übrigens auch stets bereit war.

Als er nun eines Abends die große Stallthüre ausgehoben und in den unebenen Hof gelegt und eben angefangen hatte, darauf einige kunstreiche Sprünge zu machen, brach er plötzlich mit einem lauten Schrei zusammen und war von diesem Augenblicke an so kraftlos, daß er in's Bett getragen werden mußte. Alle Quacksalber des ganzen Dorfes kamen herbei und probirten ihre Künste an ihm, ohne ihm jedoch Linderung zu verschaffen und zuletzt sagte einer: „Das ist kein gewöhnlicher Mensch; das ist ein Wechselbalg!“

Und so schien es auch; denn aus dem lebenslustigen, jungen Manne war im Laufe weniger Stunden ein unausstehlicher, griesgrämiger und verhutzelter Kerl geworden, der alles Eßbare, das vor ihn kam, mit einem wahren Heißhunger verschlang. Seine Verwandten waren rath- und trostlos; doch da kam eines Tages ein Schwarzkünstler zu ihnen, hing einen Dudelsack an das Bett des Unglücklichen und sagte ihnen heimlich, daß, wenn sie ihn auf demselben spielen hörten, es sicher wäre, daß sie einen Wechselbalg vor sich hätten und nicht den Richard, der ja nicht spielen könne.

Doch der Kranke war eben so schlau und ließ das Instrument ruhig hängen. Aber endlich verrechnete er sich doch. Da es nämlich wunderschönes Wetter war und er glaubte, Alle seien auf dem Felde, holte er den Dudelsack herbei und musizirte nach Herzenslust. Seine Verwandten aber standen nebst einem Teufelsaustreiber und dessen Frau in der Küche und hörten dies Alles mit an.

„Was sollen wir mit diesem Hallunken anfangen?" fragte die Frau.

„Wir nehmen ihn am Kragen und halten ihn mit dem Kopfe so lange in's Wasser, bis er das Athmen vergißt!" erwiderte der Zauberer.

„Das wäre eine zu leichte Strafe. Ich will eine große eiserne Schaufel heiß machen und ihn darauf setzen!"

„Ich will lieber die Zange in's Feuer legen und ihm, wenn sie heiß ist, die Nase damit zwicken!"

„Halt! Ich weiß etwas Besseres! Ich gebe ihm einen Schluck aus meiner Medizinflasche und er wird bald den Winter und die Hölle abwechselnd in seinem Magen spüren!"

„Gut; laß uns hineingehen!"

Doch als sie in die Stube traten, war der Wechselbalg verschwunden und nirgends mehr zu sehen. Dafür aber sah der Teufel zum Fenster herein und als der Zauberer mit der glühenden Zange nach ihm schlug, verschwand auch er unter gräßlichem Lachen.

Am nächsten Morgen fand man Richard gesund und munter in seinem Bette. Aber ein Taugenichts war er nicht mehr; denn Keiner arbeitete jetzt fleißiger und las eifriger im Gebetbuche als er.

3.

Die Geschichte von zwei Buckligen.

Am Coolgarrow-Berge wohnte ein armer, ehrlicher Mann, der sich, da ihm sein verwachsener Körper keine schweren Arbeiten erlaubte, mit dem Flechten von Stühlen und Bienenkörben ernährte. Als er eines Abends vom Markte in Enniscorthy nach Hause ging und, um den Weg abzukürzen, einen Fußpfad durch den Wiesengrund einschlug, fühlte er sich auf einmal so müde, daß er sich niedersetzen mußte. Nach kurzer Zeit schlief er ein und sah im Traum eine große Abtheilung Soldaten an sich vorbeimarschiren und hörte einen Marsch dazu spielen. Plötzlich aber stieß der Hornist so laut in's Horn, daß er aufwachte. Er saß am Rande eines rauschenden Flusses, und neben sich sah er den Eingang zu einem mit tausenden von Lampen erhellten Gemache, in dem sich unzählige Herren und Damen von winziger Gestalt in grasgrünen Kleidern bewegten. Sie tanzten und sangen und thaten, als bemerkten sie den armen Buckligen gar nicht. Dieser faßte daher Muth, schlich sich in ihr Gemach und setzte sich still in eine Ecke. Die elfenähnlichen Zwerge schienen nur ein Lied zu kennen und das bestand aus den Worten:

„Yae Luan, yae Morth —
Yae Luan, yae Morth,“

was dem armen Fremdling zuletzt so zuwider wurde, daß er plötzlich noch die Worte

„Agus Dha Haedyeen“

dazufügte. Dies freute die kleinen Leute so sehr, daß sie diese Zeile ihrem Liede einverleibten und nun

„Yae Luan, yae Morth,
Yae Luan, yae Morth,
Agus Dha Haedyeen“*)

an einem fort sangen. Nach einer Weile sprachen sie zu ihm: „Wir danken dir sehr für die Verbesserung unseres Liedes und wenn wir Etwas für dich thun können, so sage es!“

---

*) Montag, Dienstag,
Montag, Dienstag,
Und Mittwoch auch.

„Ich danke euch, meine Damen und Herren!" erwiederte er; „wenn ihr mir meinen Buckel abnehmen könnt, so macht ihr mich zum glücklichsten Manne in Irland."

„Das soll gleich geschehen!" anworteten sie und ein Zwerg ergriff ihn bei den Beinen und warf ihn bis an die Decke ihres Gemaches. Als er herunterkam, fing ihn ein anderer auf und schleuderte ihn wieder in die Höhe, so daß es ihm zuletzt vorkam, als habe er Flügel. Endlich warf ihn einer etwas unsanft gegen das Gewölbe und es kam ihm vor, als sei sein Buckel daran hängen geblieben. Als er wieder unten ankam, verlor er das Bewußtsein.

Am nächsten Morgen erwachte er auf der Wiese und fühlte sich so leicht und so frisch und gesund wie noch nie in seinem Leben. Gleich eilte er nach Hause und erzählte seinen Nachbarn sein Abenteuer.

Bald sprach ganz Irland von dieser Wunderkur und mancher Bucklige dachte, er könne seine überflüssige Bürde jetzt ebenso bequem und angenehm los werden. Darunter war auch ein alter zänkischer Geselle, der in Ballynocrish wohnte. Dieser beschloß dann eines Tages, mit seiner alten Tante und deren Freundin nach der besagten Zauberwiese zu gehen und sich dort schlafen zn legen. Die beiden Frauen begleiteten ihn dorthin; er legte sich nieder und träumte von einem großen Löwen, der ihn am Buckel gepackt habe und fortschleppe. Endlich hörte auch er den Elfengesang,

„Yae Luan, yae Morth,
Yae Luan, yae Morth,
Agus Dha Haedyeen."

Dies gefiel ihm nun ganz und gar nicht uud als die Kleinen ihr Lied zum zweiten Male gesungen hatten, schrie er mit rauher Stimme

„Agus Dha Jaerdyeen,
Agus Dha Haenya!" *)

was jene so sehr ärgerte, daß sie sich augenblicklich um ihn stellten und ihn fragten, was er hier suche. Als er sein Anliegen vorgebracht hatte, rief der König: „Bringt mir den andern Buckel her!" Als er gebracht wurde, legte er ihm denselben noch auf den seinigen, wo er auch gleich wie festgewachsen hängen blieb.

---

*) Donnerstag—Freitag.

Am andern Morgen fanden ihn die Frauen mehr todt als lebendig auf der Zauberwiese liegen und führten ihn traurig nach Hause.

Moral: Gegen die Bitten zanksüchtiger Menschen sind die Geister taub.

4.

Die Elfen-Amme.

In der Nähe von Coolgarrow wohnte ein armes Ehepaar, das drei Kinder hatte. Die Frau war zwar eine sehr tüchtige Hausfrau und scheute vor keiner Arbeit zurück, aber vom Kirchengehen war sie keine besondere Freundin und die langen Predigten ihres Priesters hielt sie für unverzeihliche Zeitverschwendung. Während nun eines Tages ihr Mann nebst den beiden ältesten Söhnen der Messe beiwohnte, ließ sie ihr jüngstes Kind zu Hause und ging zu einem alten Wahrsager und Wunderdoktor, um ihn wegen einer kranken Kuh um Rath zu fragen. Als nun ihr Mann wieder nach Hause zurückgekehrt war und sie wegen der Vernachlässigung ihrer religiösen Pflichten ernstlich zur Rede stellte, versprach sie ihm, noch an demselben Abend in die Kirche zu gehen. Und sie hielt auch Wort.

In der Nacht wurde der Mann plötzlich durch den Ruf „Mutter! Mutter!" geweckt und als er sich nach seiner Frau um sah, war sie verschwunden. Er fragte seinen ältesten Sohn, wo seine Mutter hin sei.

„Vor einer Stunde," anwortete er, „sah ich das Zimmer voller grün-, gelb- und weiß-gekleideter Zwerge, die um die Mutter einen Tanz aufführten und sie dann mit fort nahmen."

Augenblicklich stand er auf und suchte überall im ganzen Hause und Hofe nach ihr, aber nirgends war eine Spur von ihr zu finden. Er weinte bitterlich, aber seine Thränen waren vergeblich.

Da kam nun eine Woche darnach eine Hebamme zu ihm und erzählte ihm Folgendes:

„Als ich mich gestern Abend in's Bett legen wollte, hörte ich auf einmal Pferdegetrampel im Hofe und gleich darauf klopfte es an der Thüre. Ich ging augenblicklich hinaus und sah einen schönen schwarzen

Mann auf einem Rappen vor mir, der mir sagte, ich solle augenblicklich mit ihm zu seiner Frau gehen. Ehe ich ihm Antwort geben konnte, hatte er mich auf sein Pferd gehoben und fort ging's in sausendem Galoppe. „Wo reiten wir hin?" fragte ich. „Das wirst du bald sehen," erwiderte er und fuhr mit seiner Hand über meine Augen, wonach ich völlig erblindete. In welcher Richtung wir ritten, kann ich also nicht sagen; doch war unsere Reise keine lange, denn bald machte er Halt und fuhr mit seiner Hand in der entgegengesetzen Richtung über meine Augen, worauf ich ein großes Schloß vor mir stehen sah. Wir gingen hinein und er führte mich durch ein mit den reichsten Vorhängen und Teppichen verziertes Zimmer in das Schlafgemach seiner Gattin, woselbst er mich allein mit ihr ließ. Bald darnach erblickte ein feiner Knabe das Licht der Welt. Die Frau klatschte in die Hände und gleich kam Fir Dhorocha (schwarzer Mann) herein und gab mir eine Flasche mit einer grünen Flüssigkeit, um das Kind damit einzureiben.

Ich rieb es auch ein, doch unversehens kam mir etwas von der Flüssigkeit in's Auge, was mir große Schmerzen verursachte. Als ich wieder recht sehen konnte, war alle Pracht und Herrlichkeit um mich verschwunden und der Mann und die Frau vor mir sahen so mager aus wie Skelette und die Kleider, die sie anhatten, würde ich nicht vom Boden aufheben!

Ich that, als merke ich den plötzlichen Unterschied nicht.

„Geh' vor das Schloßthor," sagte der Schwarze, „ich werde ebenfalls bald dort sein und dich nach Hause bringen."

Ich ging fort und wem begegnete ich? Deine Frau, die arme Molly, stand traurig im Hofe und als sie mich bemerkte, flüsterte sie mir zu:

„Ich bin hieher geholt worden, um das Kind des Feenkönigs zu säugen und es gibt nur einen Weg, mich zu retten. Am nächsten Freitag Abend wird die hiesige Elfenschaar nach dem Hofe der Feen von Old Roß ziehen und wenn mich dann mein Mann am Kleide fassen kann, so bin ich gerettet."

Gleich darauf kam Fir Dhorocha, hob mich auf sein Pferd und fort ging's im Sturmessaus nach meiner Wohnung. Er bedankte sich, gab mir fünf Guineen und ritt wieder fort. Als ich jedoch heute morgen mein Geld betrachtete, sah ich zu meinem größten Schreck,

daß er mir fünf dürre Eichblätter gegeben hatte. Ich hoffe, ich werde sein Gesicht nie wieder sehen!"

Der arme Mann freute sich, daß er Hoffnung hatte, seine Frau wieder zu bekommen, und stellte sich am nächsten Freitagabend an die Stelle, die ihm die Hebamme noch näher angegeben hatte. Sie war ebenfalls mitgegangen, da sich der Mann allein fürchtete.

Bald kam der Zug der Elfen vorbei, aber da er ihn nur hörte, so gab ihm die Frau einen Stoß und er griff blindlings zu und hatte sein geliebtes Weib in den Armen. Sobald er sie berührte, war sie auch für ihn sichtbar und ebenso eine Menge merkwürdiger Geschöpfe, die sie ihm mit aller Gewalt wieder entreißen wollten. Aber ihre Anstrengungen waren vergebens. Die Drei gingen nun ruhig nach Hause und die Frau erkannte seit dieser Zeit den Werth des Kirchengehens und schimpfte nie mehr über lange Predigten.

5.

Jim Doyle im Elfenpalast.

Als Jim Doyle einst spät in der Nacht nach Hause ging, sah er auf einmal ein hellerleuchtetes Schloß dicht vor sich, in dem es sehr lustig herging. Muthig trat er durch die offene Thür ein und sah sich in einem großen Saale, wo sich die Elfen mit ihrem Könige und der Königin versammelt hatten und ein Glas nach dem andern leerten. Die Kleider, die sie anhatten, waren längst aus der Mode, aber sie waren aus den kostbarsten Stoffen gemacht und mit unzähligen Edelsteinen verziert.

Als ihn die Königin bemerkte, sprach sie: „Macht Platz für unsern Freund Doyle und schenkt ihm ein Glas des besten Punsches ein!" Darauf mußte er sich zu den Elfen setzen; doch als er das Glas an den Mund setzen wollte, bemerkte er einen alten Bekannten neben sich, der schon seit zwanzig Jahren todt war. „Trinke um des Himmels Willen keinen Tropfen," flüsterte er ihm zu und Doyle, der sich inzwischen auch die Andern etwas näher angesehen und sich über ihr geisterhaftes Wesen erschreckt hatte, ließ den Punsch statt in den Mund in die Weste fließen.

Dann bat die Königin einen ihrer Unterthanen, ein kräftiges irländisches Lied zu singen, wonach dieser auch sogleich zur allgemeinen Freude einen ganz gemeinen Gassenhauer anstimmte. Diesen mußte er nun so lange wiederholen, bis Doyle entschlief und Alles um sich vergaß.

Am nächsten Morgen fanden ihn einige seiner Nachbarn auf einer Wiese liegen und weckten ihn auf. Auf die Frage, wie er dorthin gekommen sei, gab er unverständliche und verwirrte Antworten und nach seinem Athem zu urtheilen, schien er doch mehr als einen Schluck starken Getränkes genossen zu haben.

6.

Nora.

Die Tochter der Hebamme Nora war ein unglückliches Mädchen. Länger als ein Jahr hatte sie das Bett wegen eines geschwollenen Beines gehütet und kein Doktor des ganzen Landes hatte ihr Linderung verschaffen können.

Nun kam eines Abends der König der Elfen zu ihrer Mutter und bat sie, ihm nach seinem Palaste zu folgen, wo seine Frau ihrer bedürfe. Ehe sie sich jedoch zu ihm auf's Pferd setzte, fand ihr Mann noch Zeit, sie zu warnen, ja Nichts von der Königin anzunehmen, einen Rath ausgenommen in Bezug auf ihre kranke Tochter.

Als Nora eine Zeitlang im Elfenschlosse gewesen war, wurde die Familie der Königin durch ein schönes Mädchen vergrößert.

„Du bist eine geschickte Frau," sagte die Königin zu ihr, „und sollst deshalb das Schloß nicht leer verlassen. Geh' zuerst in das nächste Zimmer und hole dir so viele Gold- und Silbersachen, wie du nur tragen kannst."

„Ich danke," erwiderte sie; „wenn ich reich wäre, so würde ich nicht mehr arbeiten und nichts thun als essen und trinken, was mich nach einem Jahre auf den Kirchhof brächte."

„Du bist eine kuriose Frau! doch setz' dich dort an den Tisch und iß und trink' nach Herzenslust!"

„Ich danke; denn wenn ich so gute Sachen äße, würde mir nachher meine einfache Kost nicht mehr schmecken!"

„Aber dann nimm dir doch wenigstens dies schöne Umschlagtuch mit!"

„Wenn ich dies Tuch trüge, so würden mir alle Buben des ganzen Dorfes nachlaufen!"

„Das thut mir leid, doch womit kann ich dir eigentlich meine Dankbarkeit erzeigen?"

„Ich habe eine kranke Tochter zu Hause und weiß, daß du ihr helfen kannst, wenn du nur willst."

„Verlange alles Andere, aber nicht Dieses; du weißt nicht, wie sehr mich deine Tochter beleidigt hat."

„Beleidigt? Das ist unmöglich!"

„Höre. Du weißt, daß sich die Elfen ihres Lebens nur in der Nacht freuen und sich gerne in den Küchen aufhalten, die rein und blank gescheuert sind. Es ist nun schon über ein Jahr her, da kam ich mit meinem Völkchen an deiner Hütte vorbei und da mir das Aeußere derselben gefiel, so gingen wir Alle hinein und setzten uns in die Küche, die so reinlich war, daß wir gleich beschlossen, uns dort auf längere Zeit niederzulassen und Thee zu trinken. Doch kaum hatten wir unsern Thee fertig, da kam deine Tochter herein und zertrat Mehrere von uns und warf meine Tasse um. Dies ärgerte mich so, daß ich ihr mit der Theekanne auf's Bein schlug und es verwundete. Die Kanne zerbrach und ein Stück davon blieb ihr wahrscheinlich im Beine stecken."

„Da mußt du ihr verzeihen, denn sie wußte so wenig, daß ihr da waret, als sie von der Stunde weiß, in der sie geboren ward."

„Das glaube ich auch, und da du mir diese Nacht so große Dienste geleistet hast, so soll ihr vergeben sein. Nimm diese Salbe und reibe die wunde Stelle damit, sobald du nach Hause kommst."

Darauf kam der Elfenkönig, um Nora abzuholen. Sie setzte sich auf sein steinhartes Pferd und war im Nu vor ihrer Hausthüre.

Das Erste, was sie that, war, daß sie ihrer Tochter das kranke Bein einrieb und als diese am nächsten Morgen erwachte, fühlte sie nicht mehr die geringsten Schmerzen und war so gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber in die Küche ging sie Nachts nicht mehr seit dieser Zeit.

7.

Mornach oder Die Nixen.

Die männlichen Nixen sind durchaus keine angenehmen und anziehenden Gesellen und es ist daher kein Wunder, daß ihre Töchter sehr häufig eine Verbindung mit den Söhnen der Landbewohner vorziehen. Sie haben Schweinsaugen, ihr Haar und ihre Zähne sind grün wie der Rücken eines Laubfrosches und ihre Nase ist so roth wie ein Hahnenkamm. Letztern Umstand haben tiefgelehrte Naturforscher ihrer großen Vorliebe für geistige Getränke zugeschrieben und sicherlich nicht mit Unrecht, denn es ist eine durch aufmerksame Beobachtungen festgestellte Thatsache, daß sie sich stets in der Nähe gestrandeter Schiffe aufhalten und allen Branntwein austrinken, den sie allenfalls darin noch finden.

Ihre Töchter sind gewöhnlich sehr gute Hausfrauen und treue und liebende Ehegattinnen; aber sobald ihnen etwas Unangenehmes widerfährt, setzen sie ihre magische Mütze auf und verschwinden wieder im Wasser, weshalb der Herr Gemahl stets auf seiner Hut sein und jenes Kleidungsstück sorgfältig vor ihnen verbergen muß.

Ein Landmann in der Nähe von Bantry hatte einst eine Nixe geheirathet und da dies die Seekühe erfuhren, grasten sie häufig auf seinen Wiesen, um recht oft in der Nähe ihrer Verwandten zu sein. Dies gefiel dem Eigenthümer aber durchaus nicht, denn er hatte das Gras viel nothwendiger für sein Vieh und so oft er die fremden Kühe sah, trieb er sie mit der Peitsche fort. Seine Frau machte ihm deshalb öfters Vorstellungen; als aber dieselben gar keine Wirkung hatten, verschwand sie eines Tages in der Fluth auf Nimmerwiedersehen.

Seine Kinder zeichneten sich durch schuppige Haut und Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen aus.

8.

Ochs, Kuh und Kalb.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte auf der Insel Durzy in der Nähe der Bantry-Bai eine Familie, auf deren Wiesengrund beständig

ein schwarzer Ochse nebst einer Kuh graste, welch letztere die Milch für die ganze Haushaltung lieferte. Diese Kuh bekam nun einstens ein Kalb und da sie jetzt nicht mehr so viel Milch liefern konnte, so schlug sie das Dienstmädchen eines Tages ganz jämmerlich. Gleich liefen alle Drei an das Ufer und, nachdem sie sich in's Wasser gestürzt hatten, wurden sie zu Felsen, die noch heute unter dem Namen „der Ochs, die Kuh und das Kalb" bekannt sind.

9.

Ein Kobold in Eselsgestalt.

Der gute alte Patrik Henry pflegte einen großen Theil des Jahres Geschäfte halber in Dublin zuzubringen und da er seine Familie gewöhnlich mitnahm, so blieben nur seine Knechte und Mägde zurück, um das Haus zu bewachen. In diesem Hause schien es aber nicht recht geheuer zu sein, denn jede Nacht klopfte es an die Küchenthüre und dann wurden die Teller und Schüsseln so durcheinander geworfen, daß man meinte, es bliebe Nichts mehr ganz.

Nun hatten sich die Dienstboten eines Abends vor dem Schlafengehen in der Küche allerlei Geistergeschichten erzählt, wobei ein Knecht in einer Ecke so tief eingeschlafen war, daß er die Andern nicht weggehen hörte. Plötzlich wurde er nun durch einen lauten Schlag an die Thüre geweckt und als er sich aufrichtete, sah er einen großen Esel vor sich, der ganz munter seine Stimme erschallen ließ. Der Knecht war so erschrocken, daß er kein Wort sprechen konnte und er glaubte, der Esel würde ihn jeden Augenblick verschlingen. Doch der langohrige Fremde bekümmerte sich nicht weiter um ihn, denn er hatte dem Anscheine nach viel wichtigere Geschäfte zu besorgen.

Zuerst blies er das Feuer wieder an und dann stellte er mit seinen Vorderfüßen einen Kessel voll Wasser darauf und währenddem dasselbe warm ward, stellte er alle Teller und Schüsseln auf den Küchentisch zusammen. Auch sah er sich etwas aufmerksamer in der Küche um und beschnüffelte den ängstlichen Knecht von allen Seiten, ohne ihm jedoch das geringste Leid zuzufügen. Als das Wasser anfing zu kochen, y=ate er vor Freude so laut, daß die Fensterscheiben

am ganzen Hause klirrten, und dann wusch er alle Tisch- und Küchengeräthe so sauber, wie es die beste Magd im vornehmsten Gasthofe zu Dublin nicht schöner fertig gebracht hätte. Dann stellte er Alles wieder an die geeigneten Plätze, machte das Feuer aus und ging seiner Wege.

Jetzt athmete der Knecht wieder frei auf und schlich sich in sein altes Schlafgemach. Am nächsten Morgen erzählte er sein Erlebniß und die Dienstboten hatten nun für den ganzen Tag Stoff zur Unterhaltung.

„Köstlich," sagte eine Magd, „wenn der Esel das Geschirr aufwäscht, so brauchen wir es ja nicht mehr zu thun und können also eine halbe Stunde eher schlafen gehen!"

„Das ist das gescheidteste Wort, das du in deinem Leben gesprochen hast," erwiderte eine Andere, und daß sie seit dieser Zeit dem Esel alle Küchenarbeiten überließen, verstand sich von selber. Am Morgen war die Küche jedesmal so rein gescheuert und alle Schüsseln und Teller waren so blank, daß ein König daraus hätte essen können. Den faulen Mägden gefiel dies natürlich über alle Maßen und sie hätten gerne noch mehrere solcher Esel im Hause gesehen, welche die anderen Arbeiten verrichtet hätten.

Nun war unter den Knechten einer, der hatte Courage und blieb eines Abends in der Küche sitzen und wartete auf den Esel. Als derselbe gekommen war und eben seine gewohnte Arbeit beginnen wollte, fragte ihn der Knecht: „Dürfte ich vielleicht wissen, wer du eigentlich bist und weshalb du deine Nachtruhe den Mägden opferst?"

„Das will ich dir sagen," erwiderte der Esel; „ich war früher ein Knecht in diesem Hause und zwar der allerfaulste, den die Sonne jemals beschien. Als ich gestorben war, wurde mir die Strafe auferlegt, jede Nacht dies Haus zu besuchen und Alles, was in der Küche ist, zu reinigen."

„Können wir vielleicht etwas für dich thun?"

„O ja, wenn ihr wollt; es ist manchmal sehr empfindlich kalt und wenn ihr mir einen warmen Rock machen ließet, so würde ich euch sehr dankbar sein."

„Den sollst du mit dem größten Vergnügen haben." Nach einigen Tagen wurde dem Esel ein warmgefütterter Rock mit vier Aermeln für die Beine geschenkt und als er ihn angezogen hatte, sprach er:

„Der paßt mir wie angemessen und ich bin euch sehr verbunden. Ich empfehle mich!"

Darauf gieng er fort und eine Magd rief ihm nach: „Du gehst heut Abend viel zu frühe fort; denn du hast ja deine Arbeit noch nicht gethan!

„Jetzt ist wieder an euch die Reihe," erwiderte er, „meine Strafe sollte nur so lange dauern, bis mich Jemand für meine Dienste bezahlte. Ihr seht mich jetzt nie mehr!"

Und so war es auch.

10.

Das Schloß der Ungewißheit.

Ein junger Königssohn, der für das Waffenhandwerk weder die nöthige Stärke noch Vorliebe besaß, aber ein tüchtiger Sänger war, durchzog mit seiner Harfe das Land und kam in das Schloß eines berühmten Gruagach oder Zauberers. Derselbe saß in einem langen, seidenen Talare auf seinem reichgeschmückten Thron und ihm zur Seite saß seine schöne Tochter, in deren Haar die kostbarsten Edelsteine der Erde glänzten. Um sich einen guten Empfang zu sichern, griff der wandernde Königssohn in die Harfe und sang von dem Ruhm irländischer Helden und der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Jungfrauen von Erin.

„Seit langer Zeit," sagte der Zauberer, als das Lied zu Ende war, „haben wir solchen Genuß entbehrt; denn nur selten besucht uns Jemand, an dem wir Freude erleben. Damit wir uns nun heute nicht zum letzten Male sehen, trage ich dir hiermit die Hand meiner einzigen Tochter an!"

„Ich nehme sie an," erwiderte der Königssohn hocherfreut; „nach einem solchen Glücke habe ich mich schon lange gesehnt."

„Ehe sie jedoch dein Weib wird," sprach der Zauberer weiter, „muß ich eine kleine Gefälligkeit von dir verlangen. Es ist schon lange her, seit mir der grausame Häuptling des Nebels meine beiden Söhne gestohlen hat; nun hätten sich meine Leute schon längst aufgemacht, sie wieder zu holen, wenn sie einen tapferen, kundigen

Führer gehabt hätten; und ich müßte mich sehr in dir täuschen, wenn du nicht der rechte Mann wärest."

Als der Königssohn diese Worte hörte, ward er bleich und stellte seine Harfe an die Wand.

„Tochter," sagte da der Alte, „bring' ihm den Becher der Vergessenheit und laß ihn einen tüchtigen Zug daraus thun!"

Sie gehorchte und er trank. Der Becher hatte die Eigenschaft, daß er nie leer ward und daß Jeder, der daraus trank, alle Sorgen vergaß.

„Tausend Dank, mächtiger Fürst," sprach der Jüngling; „aber sage mir auch, wie du heißest und wie dein Schloß genannt wird."

„Ich heiße Gruagach Tire gan Taithige (Riese des unbesuchten Landes)," antwortete der Zauberer; „der Name meines Schlosses ist Dun Tochluaiste (Schloß der Ungewißheit)."

Darauf setzten sie sich an den Tisch und aßen und tranken so lange, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Dann wünschten sie dem Jüngling gute Nacht und zeigten ihm ein königliches Bett. „Fürchte dich nicht," sprach die Jungfrau zu ihm, „denn kein Zauberer der ganzen Erde hat über den Gewalt, der getauft ist. Er kann ihm zwar Schaden zufügen, aber ihn nicht tödten."

Er legte sich nieder und überdachte sein Schicksal, wie er nun das Leben und die schöne Jungfrau verlieren könne. „Ich werde sie entführen," sprach er zu sich und stand auf und öffnete die Thüre ihres Schlafzimmers. Doch da fand er sich plötzlich in einer unfreundlichen Gegend, in der er nur die rauhe Stimme wilder Raubthiere hörte.

Er verlor seine Besinnung und lief wie wahnsinnig dem nächsten Walde zu. Das schreckliche Toben unsichtbarer Geschöpfe folgte ihm beständig auf dem Fuße. Er lief immer zu und stand auf einmal am Ufer eines wildschäumenden See's. Da er ein kleines Boot darauf sah, so sprang er muthig hinein und ließ sich von den Wellen in's Ungewisse tragen. Die See ging so hoch, daß er sich manchmal in den Wolken und dann wieder im Innern der Erde zu befinden glaubte; auf einmal aber schlug das Boot um und der Jüngling sank mit einem gellenden Schrei der Verzweiflung in die Tiefe.

„Stecke mir ein Licht an," sprach der Gruagach zu seiner Tochter, „damit ich sehe, wo der junge Mann hingerathen ist." Dann ging

er hinaus und fand den unglücklichen Jüngling unten im Keller, wo er gewöhnlich sein Bier braute, neben einem großen Kessel sitzen. „Wenn du meine Tochter suchen willst," sagte er lachend, „dann mußt du hübsch oben bleiben; die wilden Katzen und Hunde, die sich hier des Nachts gewöhnlich aufhalten, sind durchaus keine angenehme Gesellschaft."

Darauf führte er ihn wieder in sein Schlafzimmer zurück.

Doch der Jüngling konnte nicht schlafen und nach kurzer Zeit schlich er sich abermals nach dem Zimmer des Mädchens. Ein gräuliches Ungetüm mit langem Rüssel und schrecklichen Augen bewillkommte ihn, hinter ihm war ein ruhiger Strom und da er keinen andern Ausweg sah, so sprang er, ohne sich weiter zu besinnen, hinein und wollte an das andere Ufer schwimmen. Doch das Wasser war so dick, daß er weder Hände noch Füße darin bewegen konnte. In seiner Verzweiflung rief er um Hilfe und bald erschien denn auch der Zauberer und sprach: „Wenn du dich baden willst, so darfst du nicht in den Schweinetrog springen!"

Darauf half er ihm heraus und gab ihm trockene Kleider. „Lege dich wieder ruhig hin," sprach er, „und wenn ich die Pferde gesattelt habe, werde ich dich rufen!"

Der Jüngling schlich sich in sein Zimmer zurück und als er sich einigermaßen erholt hatte, raffte er sich abermals auf, um die Jungfrau noch vor Tagesanbruch zu entführen. Doch der Tag war bereits angebrochen und der Jüngling sah sich auf einmal im Garten seines Vaters. Darnach ging er in seinen Palast und schwur beim Frühstück, er wolle die schöne Maid erringen und wenn es ein ganzes Jahr dauere.

Gleich machte er sich wieder auf den Weg; aber in der ersten Nacht, die er im Walde zubrachte, erschien ihm die Tochter des Zauberers und bat ihn, seiner Liebe zu ihr zu entsagen, da sie sich bereits auf den Willen ihres Vaters mit einem Andern vermählt habe. Da verließ ihn denn der Zauber, er ging wieder nach Hause und sang unterwegs:

Manch' schöne Jungfrau Erin hat,
Aus deren Auge Treue blickt,
Und die, wenn ich nach Hause komm',
Mich liebend an ihr Herze drückt!"

11.

Der Teufel und der Steuerempfänger.

Der Teufel und der Steuerempfänger gingen eines Morgens aus, um eine Wette zu entscheiden, die sie am Abend vorher beim Punsche gemacht hatten. Sie wollten nämlich ausfinden, wer bis gegen Abend das werthvollste Geschenk erhalten habe; doch war es keinem erlaubt, Etwas anzunehmen, was ihm der Eigenthümer nicht gutwillig gab.

Zuerst kamen sie an ein Haus, in dem eine Frau ihre faule Tochter ausschimpfte und unter Anderm zu ihr sagte, daß, wenn sie nicht bald das Bett verlasse, der Teufel kommen und sie holen möge.

„Greif zu!" sprach der Steuerempfänger zum Teufel.

„Nein," erwiderte Jener, „es ist ihr Ernst nicht und wir müssen weiter gehen."

Darnach sahen sie eine Frau, die ihrem Manne, der gerade mit dem Flicken seiner Schuhe beschäftigt war, ärgerlich zurief: „Pat, gib doch auf die Schweine Acht, sie verwüsten uns ja das ganze Kornfeld; wenn sie doch der Teufel holte!"

„Hier kannst du deinen Sack füllen!" sprach der Steuereinnehmer; aber sein schwarzer Gefährte schüttelte den Kopf und sagte, er wolle die arme Frau nicht in Verlegenheit bringen. Aehnliche Wünsche mußte er noch sehr oft auf dem Wege hören, aber er bekümmerte sich nicht weiter darum.

Als es bald Abend war, kamen beide in ein Haus, in dem der Steuerempfänger sehr genau bekannt zu sein schien, denn der alte Hausherr rief ihm gleich entgegen: „Ach, da ist ja der Allerweltsbetrüger; wenn dich doch der Teufel auf der Stelle holte!"

Kaum hatte er ausgesprochen, so faßte der Teufel den Betreffenden am Kragen und steckte ihn in seinen großen Sack.

„Es ist sein Ernst nicht gewesen!" schrie er jammernd, doch der Teufel that, als höre er es nicht, und marschirte lächelnd weiter.

12.

Der vorzeitige Prophet.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte ein Mann in Irland, der sich außer der Landwirthschaft auch noch mit dem Studium der Astrologie beschäftigte. Nun geschah es, daß zur Zeit, als sein jüngster Sohn einen Monat alt war, einer seiner Knechte zu ihm gelaufen kam und ihm Folgendes erzählte:

„Herr, ich habe heute ein Wunder gesehen. Als unsere schwarze Kuh bei dem großen Dornbusch stand, ward sie plötzlich von einem dichten Nebel umgeben, währenddem doch sonst das heiterste Wetter war. Ich ging etwas näher an sie heran und sah eine große Seemöve zu ihr fliegen, die einen schrecklichen Lärm mit ihren Flügeln machte. Da ich glaubte, sie würde dem armen Thiere die Augen aushacken, so sprang ich mitten in den Nebel, doch sobald ich denselben berührte, war er auch verschwunden und die Kuh graste ruhig weiter!"

„Gott sei Dank!" rief der Herr entzückt aus, „was ich mir seit Jahren gewünscht habe, ist endlich in Erfüllung gegangen. Gib auf die Kuh Acht und wenn sie kalbt, so bring mir die erste Milch und ich werde dir mehr Geld geben, als du jemals in deinem Leben gesehen hast."

Der Knecht that wie ihm befohlen war und konnte sich wegen der Belohnung nicht beklagen. Der Hausherr ließ seinen Sohn die Milch trinken und als derselbe anfing, einige verständliche Worte zu sprechen, rief der Vater sein ganzes Gesinde zusammen und sprach: „Hüte sich jeder, meinem Sohne irgendwie eine wichtige Frage zu stellen; er ist nämlich ein Prophet, und wenn er sein hohes Amt vor dem vierzehnten Jahre beginnt, so wird es ihm Verderben bringen!"

Als der Knabe nun gegen vierzehn Jahre alt war, hatte ein Knecht, der auf die schwarze Kuh Acht geben sollte, ein wenig zu lange mit einer Magd geplaudert und sie daher ganz aus den Augen verloren. Er suchte lange nach ihr, aber vergebens, sie war nirgends mehr zu sehen. Da er nun sehr gut wußte, wie viel seinem Herrn an dieser Kuh gelegen war, so lief er in seiner Angst zu dem jungen Propheten und fragte ihn um Rath.

„Die schwarze Kuh liegt dort im Graben und ist todt!" erwiderte

er; doch kaum war das letzte Wort aus seinem Munde, da verzerrten sich seine Züge und seine Augen traten aus dem Kopfe. Als der Vater herbeikam, fand er an Stelle seines Sohnes einen bedauernswerthen Irrsinnigen.

13.
Die Geschichte von drei Geistern, welche Fußball spielten.

Es war einmal eine arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn, den sie fort in die weite Welt schicken mußte, da sie zu Hause kein Brod für ihn hatte. Derselbe ging nun von Haus zu Haus und suchte Obdach und Arbeit.

Nun kam er einstens zu einem reichen Bauern, der sprach zu ihm: „Wenn du eine Nacht in dem Schloß nebenan schlafen willst, so sollst du am nächsten Morgen hundert Guineen haben!“

„Das will ich gerne thun,“ erwiderte der Knabe, „vorausgesetzt, daß ihr Niemand hinschickt, der mich umbringen soll!“

„Gewiß nicht. Aber in jenem Schlosse spukt es seit dem Tode meines Vaters und schon zwei oder drei Personen, die darin schliefen, wurden am nächsten Morgen todt gefunden. Wenn du diese Nacht überlebst, so sollst du ein schönes Landgut und meine Tochter zur Frau haben.“

„Ich habe ein gutes Gewissen und brauche mich daher vor bösen Geistern nicht zu fürchten.“

Als der junge Mann zu Abend gegessen hatte, ward er in ein Zimmer des verzauberten Schlosses geführt und seinem Schicksale überlassen. Er machte sich ein großes Feuer an und setzte sich an den Tisch, auf dem eine große Flasche mit Wein stand.

„Mein Gebetbuch ist besser,“ sagte er zu sich und fing an, darin zu lesen; doch bald wurde er durch ein verdächtiges Geräusch im Kamine gestört. „Ich falle, ich falle,“ rief es beständig. „Falle nur zu!“ antwortete der Jüngling und gleich kamen zwei menschliche Beine herunter, die sich von selber in eine Ecke stellten. Als er nachsehen wollte, hörte er wieder dieselben Worte; er antwortete wieder das nämliche und mit der Zeit kam der übrige Körper herunter und

setzte sich auf die Beine. In derselben Weise kamen noch zwei andere altmodisch gekleidete Männer aus dem Schornstein und begannen mit dem ersten Fußball zu spielen.

„Laßt uns doch lieber zu viert spielen," sprach der junge Mann, „dann sind zwei auf jeder Seite." Sie waren damit einverstanden und spielten bis spät nach Mitternacht. Als sie nun gehen wollten, fragte er sie: „Sagt mir doch, liebe Leute, warum ihr jede Nacht hieher kommt und ob ich etwas für euch thun kann, um euch zur Ruhe zu verhelfen!"

„Das sind die schönsten Worte, die du je in deinem Leben gesprochen hast," erwiderte der Eine; „es sind schon Mehrere hier gewesen und haben mit uns gespielt, aber noch Keiner hatte den Muth, uns diese Frage zu stellen. Ich bin der Vater des Mannes, der dich hergeschickt hat; der Mann in der linken Ecke ist mein Vater und der andere mein Großvater. Während unseres Lebens liebten wir das Geld zu sehr und liehen nur gegen zehnfache Zinsen aus."

Darnach öffnete er einen Schrank in der Mauer und fuhr fort: „Hier ist das Geld, zu dem wir in ehrlicher Weise nicht berechtigt waren und daneben liegen die Papiere, welche dir zeigen, wen wir betrogen haben. Sage nun meinem Sohne, er solle gleich sein bestes Pferd satteln und nicht eher damit zurückkehren, bis jede arme Frau und jeder arme Mann sein Eigenthum zurückerhalten hat. Dann komme wieder hierher und wenn dir alsdann nichts Auffallendes vorkommt, so sind unsere Seelen zur ewigen Ruhe eingegangen."

Darauf verschwanden die Unglücklichen. Der junge Mann richtete am nächsten Morgen seinen Auftrag gewissenhaft aus; sein Wirth handelte auch darnach und gab ihm seine Tochter zur Frau.

In der Hochzeitsnacht sah er, wie drei weiße Tauben vom Kirchthurm in den Himmel flogen.

14.

Cauth Morrisy.

Als ich ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren war, verließ ich meine Heimat, um mir in der Fremde einen Dienst zu suchen. Die erste Nacht brachte ich im Hause einer Bäuerin zu, die gerade

damit beschäftigt war, Flachs zu trocknen. Sie hieß mich an's Feuer sitzen und gab mir ein großes Stück Brot nebst einem Klumpen harter Butter. Als ich nun letztere an's Feuer hielt, um sie weich zu machen, fiel sie hinein und die Flamme schlug plötzlich so hoch auf, daß sie den Flachs und das Strohdach ansteckte. Hätte ich mich nicht so schnell wie möglich aus dem Staube gemacht, so wäre es mir schlimm ergangen.

Darnach kam ich in ein anderes Haus, in dem die Frau am Herde saß. „Kannst du mir nicht ein Nachtlager geben?" fragte ich. „Recht gerne," erwiderte sie, „aber mein Mann ist nicht zu Hause und wenn er dich zufällig hier sieht, so schlägt er Alles kurz und klein; du mußt dich also oben in die Kammer legen und darfst dich um Gottes Willen nicht rühren."

Ich that wie mir die Alte befahl und als ich mich niedergelegt hatte, hörte ich ihren Mann mit einem Schafe, das er gestohlen hatte, nach Hause kommen.

„Ist Alles fertig?" fragte er.

„Ja," antwortete sie.

Darauf schlachtete er das Schaf und währenddem sie ihm ein Abendessen kochte, fragte er, ob sich während seiner Abwesenheit hier Niemand einquartirt habe.

„Wer sollte sich dessen unterstehen?" erwiderte sie.

„Das ist keine bestimmte Antwort; wen hast du eingelassen?"

„O, es kam ein ganz kleines Mädchen herein und legte sich oben in die Kammer."

„Ich hänge dich doch noch auf für deinen Ungehorsam, werde aber vorläufig die hergelaufene Dirne zur Ruhe bringen!"

Als ich dies hörte, sprang ich zum Fenster hinaus und lief so weit mich meine Füße tragen konnten und nach einigen Stunden kam ich in eine Hütte, in der ein alter Mann vor einem Buche saß.

„Setze dich," sprach er, „der Schafsdieb kommt nicht hierher. Iß und trink so viel du willst und erzähle mir eine Geschichte."

„Aber woher soll ich eine Geschichte wissen?"

„Das ist schlimm; doch hole mir etwas Holz herein, das Feuer geht sonst aus."

Ich that, wie mir befohlen; da es jedoch dunkel war, so fiel ich hin und beschädigte mich bedeutend am Kopfe.

„Weißt du nun eine Geschichte?“ fragte er mich, als ich wieder in's Zimmer trat.

„Nein,“ antwortete ich.

„Da thust du mir leid. Allem Anscheine nach bist du sehr müde, nimm dir daher ein Licht und gehe in die Scheune, wo du dir selber ein Strohlager zurecht machen kannst. Aber nimm dich ja in Acht, daß du nichts in Brand steckst!“

Ich wünschte ihm gute Nacht, ging in die Scheune und legte mich auf ein Bündel Stroh. Als ich gerade am Einschlafen war, hörte ich draußen mehrere Männer sprechen und bald darnach hereinkommen. Ich versteckte mich, so gut es in der Eile ging, und sah, wie drei häßlich aussehende Gestalten einen Sarg in die Scheune stellten und darauf Karten spielten. Dabei fluchten und schimpften sie sich einander derart, daß mir angst und bange ward.

Endlich sagte Einer: „Es ist Zeit, daß wir gehen; hebt den Sarg auf!“ „Das ist leicht gesagt!“ erwiderte ein anderer, „ich muß die Last am hintern Ende ganz allein tragen.“

„Laß dir doch die kleine Cauth Morrisy helfen; sie liegt dort im Stroh!“ sprach der Dritte und ich mußte gehorchen.

Wir gingen durch Felder und Wälder und der Sarg ward mir mit jedem Schritte schwerer. Auch die drei Männer schienen müde zu sein; denn der eine sprach: „Laßt uns den Sarg hier hinstellen; Cauth Morrisy kann ja darauf Acht geben, während wir einem Bekannten einen Besuch abstatten.“

Als sie fort waren, klopfte es auf einmal im Sarge.

„Was willst du?“ fragte ich.

„Luft, Luft! Hebe den Deckel auf!“ war die Antwort.

Ich öffnete den Sarg und ein alter, verdächtig aussehender Kerl sprang heraus und setzte sich neben mich. „Diese vermaledeiten Hallunken,“ sprach er, „haben mir einen elenden Platz angewiesen; willst du nicht ein wenig mit mir spielen?“

Darauf zog er ein Packet schmutzige Karten aus der Tasche und gab mir unter schrecklichem Fluchen die Hälfte. Ich spielte so gut ich konnte; aber mit der Zeit ward mir sein Gespräch so unerträglich, daß ich die Karten hinwarf und fortlief. Er eilte mir nach, doch ehe er mich erreichte, war ich wieder im Hause des alten Mannes, der noch lesend beim Feuer saß.

„Ich glaubte, du wärest in der Scheune und schliefst," sagte er; „vielleicht kommst du, um mir eine Geschichte zu erzählen?"

„Gewiß!" erwiderte ich und erzählte ihm, was vorgefallen war.

„Aber warum hast du mir dies nicht früher mitgetheilt?"

„Ich habe diese Geschichte ja eben erst erlebt."

„Das ist allerdings wahr."

Er schüttelte den Kopf bedenklich und ich schlief ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, lag ich auf dem Mist und hatte einen dicken Kuhfladen zum Kopfkissen.

15.

Der Schatzgräber.

Brian Neill war ein armer Schneider, der von Dorf zu Dorf wandern und sich bei den Bauern sein Brot sauer verdienen mußte. So kam er denn einstens in das Haus der Frau Rooney und da diese gerade sehr viel Arbeit für ihn hatte, so ward ihm gleich gesagt, er möge nur ruhig einige Wochen da bleiben. Dies war ihm sehr lieb und er flickte nicht allein die zerrissenen Kleider, sondern half auch bei Tische aufwarten und machte sich sonst überall nützlich.

Nun war er eines Tages sehr traurig und ließ nachdenkend den Kopf hängen, was man sonst durchaus nicht an ihm gewöhnt war

„Wo fehlt's?" fragte ihn die Frau.

„Ist es nicht merkwürdig," erwiderte er, „daß ich in drei Nächten hinter einander denselben Traum geträumt habe? In der Schlucht von Knocmor sah ich einen großen Stein neben einem Dornbusche stehen und zwischen beiden war ein Graben, in dem sich ein Schatz befand. Ich halte es nun nicht mehr aus; gebt mir einen Spaten, damit ich gleich nachgraben kann!"

Da es unmöglich gewesen wäre, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so ließ man ihn ruhig abziehen und wünschte ihm viel Glück zu seinem Vorhaben.

Nach drei Stunden kam er wieder, aber er sah so bleich und zerstört aus, daß er schwer wieder zu erkennen war.

„Liebe Frau," seufzte er, „laßt mich irgendwo hinliegen; ich bin so matt und schwach, als ob ich sterben müßte!"

Die mitleidige Frau geleitete ihn zum Bette ihres Knechtes und beeilte sich, ihm eine stärkende Suppe zu kochen. Als er dieselbe gegessen und sich wieder einigermaßen erholt hatte, erzählte er wie folgt:

„Als ich in die Schlucht kam, fand ich den Stein und den Dornbusch, wie ich sie im Traume gesehen hatte und machte mich auch gleich an die Arbeit. Ich mochte ungefähr zwei Stunden lang gegraben haben, da kam ich auf eine große eiserne Kiste, die so schwer war, daß ich sie nur mit der größten Anstrengung an die Oberfläche brachte. Doch als ich den Deckel öffnen wollte, ward ich plötzlich so schwach, daß ich mich kaum noch bewegen und nach Hause schleppen konnte."

Darnach schlief er ein. Am nächsten Morgen war das Erste, daß er wieder in die Schlucht lief, um den Schatz zu holen. Doch schon nach einer Viertelstunde war er wieder zurück und bat die Frau, ihm die Geldkiste auszuliefern.

„Was meinst du?" fragte sie ihn.

„Nun, ich meine den Schatz, denn ich gestern in der Schlucht zurückließ; du hast ihn doch sicherlich in der Nacht geholt, denn er ist nicht mehr da!"

„Armer Mann, du scheinst von Sinnen zu sein."

„Komm nur mit und sieh den Graben, der Spaten liegt noch dabei."

„Aber das ist doch kein Beweis, daß ich den Schatz geholt habe?"

Inzwischen waren mehrere Nachbarn gekommen und hatten dies Gespräch mit angehört. Sie gingen nach der Schlucht und überzeugten sich von der Wahrheit dessen, was der Schneider gesagt hatte; nur der Schatz war nicht zu finden. Die Frau ließ das ganze Haus durchsuchen und als sich der arme Mann in seiner Erwartung getäuscht sah, setzte er sich in eine Ecke und weinte und lachte. Er hatte den Verstand verloren und mußte nach seinem Dorfe zurückgebracht werden.

Doch so lange er lebte, kam er regelmäßig die Woche einmal zu Frau Rooney und ließ sich ein Almosen oder, wie er sagte, einen Theil seines Schatzes reichen.

16.
Gearoidh Jarla.

Der berühmte irländische Held Gearoidh Jarla wohnte in einem prächtigen Schlosse bei Mullaghmast, von wo aus er seine Feldzüge gegen die räuberischen Engländer in's Werk setzte. Er war nicht allein ein tapferer Feldherr, sondern auch ein tüchtiger Zauberer und konnte sich in irgend eine Gestalt verwandeln.

Da seine Frau um seine Geheimnisse wußte, äußerte sie eines Tages den Wunsch, ihn einmal als Vogel zu sehen. Doch er hatte dazu keine rechte Lust und sagte zu ihr: „Wenn du dich während meiner Verzauberung nur im Geringsten fürchtest, so muß ich die betreffende Gestalt so lange behalten, bis drei Generationen im Grabe liegen."

„Fürchten?" erwiderte sie, „nein, da müßte ich nicht die Frau von Gearoidh Tarla sein!"

Als sie nun eines Abends traulich im Zimmer beisammen saßen, lispelte er einen Zauberspruch leise vor sich hin, wonach er plötzlich vor ihren Augen verschwand. Doch bald darnach flog ihr ein wunderschöner Goldfinke auf die Schultern und sang so schön, wie sie nie zuvor gehört hatte. Dann hüpfte er in ihren Schooß und that, als schliefe er, doch als sie ihn liebkosen wollte, flog er fort, und zwar zum offenen Fenster hinaus. Kurz darnach aber kam er wieder und hinter ihm drein ein großer Habicht. Darüber erschrak nun die Frau so sehr, daß sie laut aufschrie. Ihr Schreck war jedoch überflüssig; denn der Habicht flog mit solcher Wucht gegen eine Tischkante, daß er zerschmettert zu Boden fiel. Als sie nach dem geliebten Goldfinken sehen wollte, fand sie zu ihrem größten Leidwesen, daß er verschwunden war.

Seit dieser Zeit reitet Gearoidh Jarla alle sieben Jahre einmal durch sein Land, und wenn die einen Zoll dicken silbernen Hufeisen seines Rappen so dünn wie ein Katzenohr geworden sind, wird er wieder zur alten Macht gelangen und die Engländer aus Irland vertreiben. Seine Krieger schlafen im Berge von Mullaghmast; ihre Pferde sind gesattelt und gezäumt und wenn einstens eines Müllers Sohn mit sechs Fingern an jeder Hand geboren wird, werden sie wiehern und ihre Herren zum Kampfe erwecken.

17.

Jack Barrett.

Jack Barrett, der Spielmann, ging einst mit seinem Sohne über Land und kam gegen Abend in ein alleinstehendes Haus und bat um Obdach. „Gott segne dich," sagten sie, als sie eintraten und einen alten Mann erblickten. „Seid gesegnet," erwiderte er, ohne den Namen Gottes dabei zu erwähnen; „wie geht es dir, Jack Barrett?"

„Danke für gütige Nachfrage," sprach der Geiger; „aber sage mir doch, woher du mich kennst."

„O, ich kannte dich schon, als du noch an deiner Mutter Brust sogst. Bleibe ruhig hier und thue, als ob du zu Hause wärest."

Darauf setzte er ihnen Milch und Kartoffeln vor und wies ihnen eine Schlafstelle an. Sie aßen und tranken, so lange es ihnen schmeckte, und legten sich darnach nieder. Doch Jack Barrett konnte trotz seiner Müdigkeit nicht einschlafen; unangenehme, beängstigende Gedanken plagten ihn fortwährend und der Kopf ward ihm so schwer, daß er, um sich etwas Linderung zu verschaffen, aufstand und hinaus ins Freie ging. Doch plötzlich schien es ihm, als stürzte ein Rudel wilder Hunde auf ihn los, und er kletterte so schnell er konnte auf den ersten besten Baum. Aber auf demselben war ein Krähennest und die Krähen ließen ihn für ihre unterbrochene Nachtruhe ihre scharfen Krallen gründlich im Gesichte fühlen.

Da er sich nicht zu helfen wußte, so schrie er laut auf und gleich eilte der Herr des Hauses herbei.

„Aber wie kommst du denn in den Hühnerstall?" fragte er.

„Der Himmel weiß es," erwiderte Jack und ließ sich wieder in sein Schlafzimmer führen.

Doch er konnte nicht einschlafen; denn die alten Gedanken kamen wieder. Er stand auf und ging in ein anderes Zimmer; doch da fand er sich am Ufer eines breiten Flusses und zwei Hunde stürzten auf ihn zu, um ihn zu zerfleischen. Nun stand am Ufer ein hoher Baum, dessen Aeste über den Fluß hiengen; auf diesen kletterte er, doch die Hunde folgten ihm bis auf den letzten Ast, der auf einmal so laut krachte, daß es der Hausherr hörte und herbeilief.

„Was ist los, Jack?“ fragte er; „du wirst doch wol nicht die Schüsselbank für ein Pferd ansehen?“

Jack sprang herunter und ging wieder in sein Schlafzimmer. Kaum hatte er es betreten, da fuhren ihm die alten Gedanken wieder durch den Kopf, und er stand wieder auf und ging in ein anderes Zimmer, in dem sich ein großes, bequemes Bett befand. Dort legte er sich hinein; doch er fand keine Ruhe. Er fühlte solchen Druck auf dem Magen, als ob die Decke und der ganze Himmel auf ihn gefallen wäre, und es ward ihm schwer, um Hilfe zu rufen. „Was fehlt dir denn jetzt?“ fragte der Hausherr.

„Ich habe die furchtbarsten Schmerzen im Unterleibe.“

„Soll ich vielleicht nach einer Hebamme schicken?“

„Hole dich der Teufel mitsammt der Hebamme!“

„Vater,“ sagte darauf der Knabe, „ein Tropfen geweihten Wassers hilft dir mehr, als alles andere!“

„Ich reiße dir die Glieder vom Leibe,“ schrie der Hausherr wüthend, „wenn du dieses Wort noch einmal sprichst!“

„Dann bekreuze dich wenigstens Vater, und bete ein Vaterunser!“

Der arme Spielmann that's; seine Schmerzen ließen nach und der Hausherr verließ das Zimmer. Als Jack Barrett und sein Sohn am nächsten Morgen erwachten, lagen sie am Abhange eines Berges in der Nähe der Landstraße.

18.

Eine Geistergeschichte.

Eine alte Frau, die wegen ihrer Mildthätigkeit weit und breit berühmt war, war gestorben und ihre Verwandten hatten zu ihrem Seelenheile zahlreiche Messen lesen lassen. Doch schienen dieselben nicht viel genützt zu haben, denn eines Abends erschien ihr Geist dem Kammermädchen und wünschte unter Thränen mit ihr zu sprechen.

„Was läßt dir im Grabe keine Ruhe?“ fragte sie ängstlich; „kann ich vielleicht etwas für dich thun?“

„Ich hoffe es. Jeden Tag und jede Stunde beweinen mich meine Angehörigen und loben beständig meine Wohlthätigkeit gegen die

Armen; Alles aber, was ich den Menschen Gutes that, geschah nur aus dem Grunde, daß sie stets gut von mir sprachen, und dies läßt mich nun nicht zur Ruhe kommen. Das einzige wirklich Edle, dessen ich mich rühmen kann, ist, daß ich einstens einem armen Studenten eine Guinee gab mit der Bemerkung, Niemanden etwas davon zu sagen. Bitte also meine Verwandten, in meinem Namen von nun an nicht mehr gut von mir zu sprechen, damit ich in der Nacht nicht mehr herum zu wandern brauche."

Darnach verschwand der Geist. Doch das Mädchen hatte am nächsten Morgen nicht den nöthigen Muth, Mittheilung davon zu machen, und der Geist erschien in der folgenden Nacht wieder und erinnerte sie an ihren Auftrag. Aber der Geist mußte zum dritten Male kommen, ehe sie ihrem Herrn Nachricht davon gab. Nach dieser Zeit erschien er nicht mehr.

19.

Fann Mac Cuil und der schottische Riese.

Da der große irländische Riese Fann Mac Cuil bereits vierzig Jahre alt geworden war, ohne Einen gefunden zu haben, der ihm an Stärke gleichkam, so war er so stolz wie ein Pfau und glaubte Jedem eine unaussprechliche Ehre zu erweisen, wenn er ein Wort mit ihm spreche. Er hatte eine große und starke Festung im Moore von Allen, wo er sich mit seinen Leuten mit allerlei Kriegsspielen die Zeit vertrieb. Von dort aus warfen sie zentnerschwere Steine in den Hafen von Dublin, so daß die Bewohner dieser Stadt sehr bequem einen Damm bauen konnten.

Nun waren eines Tages alle seine Leute ausgegangen und er befand sich allein zu Hause und wußte vor Langeweile nicht, was er anfangen sollte. Nachdenkend ging er herum und sann hin und her, doch es kam ihm kein besserer Gedanke, als sich ruhig in's Bett zu legen und so wenigstens bequem die Rückkehr seiner Gefährten abzuwarten. Kaum trat er jedoch in die Stube, da kam ein Bote athemlos hereingestürzt und der Schweiß floß stromweiß an ihm herab.

„Was giebt's Neues?" fragte er ihn.

„Far Rua, der große schottische Riese ist auf dem Wege hieher! Er kommt mit langen Schritten über den Hochweg*), der von Schottland nach Irland führt, und wird im Augenblicke hier sein. Er hat von dir gehört und will sich mit dir messen!"

„Eine schöne Geschichte," sprach Fann, „ich bin drei Fuß größer als der größte Mann in Irland und Far Rua ist noch drei Fuß größer als ich. Da muß ich denn doch einmal meine Mutter um Rath fragen."

Kurz darnach stand der mächtige Schottländer mit einem Schwerte so breit wie ein Tisch und einem Spieße so lang wie Fann's Haus vor der Thüre und fragte: „Ist der große Riese von Irland zu Hause?"

„Nein," erwiderte der Bote, „er ist auf der Hirschjagd; aber seine Mutter ist zu Hause; sie wird sich freuen, dich einmal zu sehen. Komm herein!"

In dem Hausgange lag ein großer Tannenbaum mit einer eisernen Spitze und ein Holzblock mit einen eisernen Reifen, der größer als vier Karrenräder war. „Dies ist der Spieß und Schild Fann's," sprach Far Rua's Begleiter.

„Sei uns willkommen!" sprach die Hausfrau; „laß dich nieder und nimm mit dem Wenigen vorlieb, das ich zu bieten vermag!" Darauf stellte sie ihm einen großen Pfannkuchen, in den die Pfanne, aus der sie vorher aber ein Stück gebrochen hatte, mit hineingebacken war, und ein mit hartem Fleisch überzogenes Brett vor. Als nun der Riese in den Kuchen biß, brach er sich drei Zähne ab und als er das Fleisch versuchen wollte, blieben ihm die Zähne darin stecken. „Frau, das ist eine harte Speise," sagte er.

„Gott sei mit euch," erwiderte die Frau, „meine Kinder haben sich noch nie darüber beklagt. Laßt uns doch sehen, wie sie meinem Jüngsten in der Wiege schmeckt!"

Darauf reichte sie Fann, der im Bette lag, die Stelle des Kuchens hin, wo das Stück an der Pfanne fehlte und er biß so sanft hinein wie in eine reife Birne.

„Das ist ein merkwürdiges Volk!" sagte der Schottländer zu

*) Giant's Causeway.

sich und trank aus Aerger das ganze Faß voll Bier aus, das man ihm vorgestellt hatte. „Aber zeigt mir doch auch," fuhr er dann fort, „mit welchen Spielen sich Fann und seine Leute gewöhnlich nach dem Mittagessen unterhalten."

„Komm mit in die Scheune," antwortete Fann's Diener und führte ihn an den bezeichneten Platz, wo eine Masse mannsgroßer Steine lag. „Die," fuhr der Diener fort, „schnellen sie gewöhnlich mit dem Finger nach Dublin und wenn einer drüber hinauswirft, so ist er mit seinem Wurfe zufrieden. Versuche es auch einmal!"

Der Riese packte einen Stein und schleuderte ihn ein halbe Meile weit weg. „Nun," sprach der Diener, „das wird schon besser gehen, wenn du ausgewachsen bist und dich ein Jahr lang mit Fann geübt hast."

Hole diesen Fann der Teufel, dachte der Riese bei sich und fragte, ob sich die Leute hier noch mit anderen Spielen unterhielten. „O, ja," erwiderte der Andere, „sie haben hier einen Ball — dabei deutete er auf einen ungeheuer schweren Stein — den werfen sie über das Haus und fangen ihn auf der andern Seite wieder; willst du es auch einmal versuchen?"

„Es wird wohl nicht gut auf's erste Mal gehen; der Stein könnte leicht auf's Dach fallen und die alte Frau erschrecken. Ich werde ihn also gerade in die Luft werfen und du kannst mir dann sagen, wie hoch er geflogen ist." Darauf warf er den Stein dicht am Hause in die Höhe.

„Wie hoch ist er?"

„Am Fenster."

„Jetzt?"

„Am Dache."

„Wo ist er jetzt?"

„Auf deinem Kopfe."

Und so war es auch, der Riese konnte von Glück sagen, daß er noch mit dem Leben davon kam. „Fann kommt wohl heute Abend nicht nach Hause?" fragte er.

„Wir erwarten ihn nicht vor einer Woche."

„Grüße mir die alte Frau und sage ihr, ich müße nach Hause eilen, da mich sonst die Fluth auf dem Hochwege überrascht!" Darauf ging er fort und ließ sich nie mehr in Irland blicken.



20.

Fion's Jugend.

Die edle Boghmin hatte sich mit einer weisen Frau Namens Fincal in eine Höhle geflüchtet, um dort ungestört der Erziehung des Sohnes von Cumhail zu leben. Sie gab ihm den Namen Deimne und als er sich in den Jünglingsjahren befand, ging sie zuweilen mit ihm nach Tara, damit er sich an den Kriegsspielen der Edelknappen erfreue.

Als er nun eines Tages selber daran theilnahm und wegen seiner Gewandtheit und Stärke die Augen Aller auf sich zog, fragte der König seine Mutter: „Wie heißt dieser Paustha Fion (schöne Jüngling)?"

„Ich danke dir, König der hundert Schlachten, für den Namen, den du ihm gegeben hast," erwiderte die Mutter; „er ist Fion und soll auch Fion bleiben!"

„Bei meiner Ehre," sprach einer der Knappen, „dies ist der Sohn von Cumhail; versichert euch seiner Person!"

Doch kaum hatte er ausgesprochen, so war Boghmin mit ihrem Sohne auf und davon.

Darnach ward er unter seinem alten Namen Deimne zum Druiden Fion geschickt, um Weisheit zu lernen. Dieser Gelehrte hatte sich nun zur Aufgabe gemacht, den „Lachs der Wissenschaft" zu fangen, damit er die Gabe der Allwissenheit erhalte. Seine Schüler hatten daher den Auftrag erhalten, Lachse zu fangen; doch war es keinem erlaubt, davon zu kosten, wenn sie gebacken waren. Nun bemerkte Deimne einstmals eine auffällige Blase an der linken Seite eines Fisches; er drückte sie mit dem Finger auf und kostete von der Flüssigkeit darin und augenblicklich erfuhr er, was an den Höfen von Tara, Naas und Emania vorging. Dies theilte er dem Druiden mit.

„Wie ist dies möglich?" sagte der erstaunte Druide, „ich weiß doch gewiß, daß nur einem Fion der „Lachs der Wissenschaft" kenntlich gemacht wird!"

„Da hast du Recht; der König der hundert Schlachten hat mir den Namen Fion selber gegeben!"

„Das Schicksal ist gegen mich!" seufzte der Druide, „da es aber einmal nicht anders ist, so will ich dir auch meinen Rath nicht vorenthalten. Suche vorläufig nicht in die Nähe des Ard-Righ*) zu kommen; warte ruhig eine gute Gelegenheit ab und theile ihm dann mit, mit welcher edlen Gabe du beschenkt worden bist. Er wird sich freuen, dich zum Befehlshaber aller Fianna ernennen zu können."

21.

Die Königin von Sciana Breaca.

Fion, der Sohn Cumhail's, hatte sich eines Tages verirrt und war auf einen großen Wiesenplan gekommen, auf dem er die zwölf Söhne von Bawr Sculloge Ball spielen sah. Sobald diese ihn sahen, liefen sie ihm entgegen und begrüßten ihn als den Beschützer der Unterdrückten und als Vertheidiger der Insel gegen die Fremden und luden ihn ein mitzuspielen.

Als das erste Spiel, bei dem sich Fion durch seine erstaunliche Geschicklichkeit ausgezeichnet hatte, vorbei war, trat ein fremder Mann, der in einem Boote gekommen war, vor den Sohn Cumhail's und sprach:

„Die Königin von Sciana Breaca ladet dich durch mich ein, sie auf ihrer Insel zu besuchen. Sie wird von der Hexe Chluas Haistig**) verfolgt und es ist ihr gerathen worden, dich um Hilfe anzusprechen."

„Da wendet sie sich vielleicht an den Unrechten," erwiderte Fion; „dadurch, daß ich den „Lachs der Wissenschaft" aß, habe ich zwar die Gabe der Allwissenheit erhalten, aber nicht die Kraft, gegen die Stärke einer Hexe ankämpfen zu können."

„Zögere nicht," sprach darauf der älteste Sohn von Bawr Sculloge zu ihm; „meine beiden Brüder, Bechunach und Chluas Guillin, und ich werden dich begleiten; wir sind schon länger als einen Tag auf der Welt!"

*) Oberster Fürst.

**) Flach-Ohr.

Nun brach Fion zwei Zweige von einem Haselstrauche ab und als sie an's Ufer kamen, ward aus dem einen ein Boot und aus dem andern ein Mast. Ein günstiger Wind trieb sie schnell nach der Insel der Königin, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden.

„Ich hatte zwei schöne Kinder," sprach sie, „und sobald jedes seinen zweiten Geburtstag feierte, ward es krank und wurde in der dritten Nacht von der bösen Zauberin Chluas Haistig geholt. Mein jüngstes ist jetzt gerade ein Jahr alt und seit zwei Tagen unwohl; sicherlich wird die Hexe diese Nacht kommen und es holen, wenn ihr mir nicht helft."

Als es Abend ward, gingen Fion und die drei Brüder in das Schlafzimmer des kranken Kindes; Grunne Ceanavaltha*) (der älteste) und Bechunach spielten Schach, Chluas Guillin hielt Wache und Fion ließ sich auf das Sopha nieder und schlief allmälig ein. Bald überlief es den Wächter kalt und das Kind fing an ängstlich zu jammern. Ein langer, magerer, mit rauhen Haaren bewachsener Arm kam durch den Kamin; die Brüder fuhren vor Schreck auf und nur Chluas Guillin hatte den Muth zuzugreifen. Die Hexe wehrte sich verzweifelt; doch er hielt sie fest und zog sie in das Zimmer. Dann fiel er erschöpft nieder; doch ehe ihm die andern zu Hilfe gekommen waren, war die Zauberin mit dem Kinde verschwunden.

„Grunne," rief Chluas, „nimm Bogen und Pfeile und laß sie uns verfolgen!"

Gleich eilten sie fort, sprangen in ihr Boot und fuhren dem verzauberten Schlosse der Hexe zu. Es schien aus Eisen gebaut zu sein und eine blaue Flamme umkreiste es beständig mit Blitzesschnelle. Als sie an's Ufer traten, murmelte Chluas einige Zauberformeln vor sich hin und bat seine Schutzgeister, die Hexe in tiefen Schlaf fallen und die Flamme stillstehen zu lassen. Sein Wunsch wurde augenblicklich erfüllt und Bechunach warf seine mit einem Haken versehene Strickleiter auf das Dach, woselbst sie auch hängen blieb. Mit der Gewandtheit einer wilden Katze kletterte er hinauf und sah durch eine Öffnung, wie die Zauberin aus einer klaffenden Wunde blutend am Boden lag und wie die drei Kinder neben ihr saßen und weinten. Er ließ sich in's Zimmer hinab, holte die Kinder und reichte eins

*) „Bärtiger Jüngling."

nach dem andern seinen Gefährten, die sie in das Boot trugen. Dann kletterte Chluas wieder die Leiter hinunter und stieg in's Boot; kaum hatte er es jedoch betreten, da verließ die Hexe der Zauber und sie eilte unter schrecklichem Geheul an's Ufer, sprang in ihr Boot und ruderte den waghalsigen Abenteurern nach. „Nimm den Bogen zur Hand," sprach Chluas zu Grunne; dieser zog die Sehne an und im nächsten Augenblicke that das Schifflein der Hexe einen Krach und sank mit ihr in die Tiefe. Eine bläuliche Flamme bezeichnete noch lange darnach die betreffende Stelle.

Die Kinder wurden der Königin überliefert und Fion blieb mit seinen Gefährten noch drei Monate in ihrem Schlosse.

22.

Conan in Ceasch.

Als sich Fion und seine Leute eines Tages auf der Jagd befanden, wurden sie von einem Zwerge eingeladen, mit ihm in seine Hütte zu gehen. Trotzdem sie wußten, daß ihm nicht zu trauen war, gingen sie doch mit, da es ihr Grundsatz war, keiner Gefahr auszuweichen. Sie aßen und tranken bis zum Abend und dann wies der Zwerg Jedem ein besonderes Schlafzimmer an. Kaum hatte sich Fion niedergelegt, da ward es auf einmal ganz hell um ihn her und eine Fee von blendender Schönheit fuhr in einem von winzig kleinen Pferden gezogenen Wagen vor sein Bett. Sie bat ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, doch mit ihr nach ihrem Palaste zu fahren; aber er hatte noch Besinnung genug, um seinen Daumen zwischen die Zähne zu halten, wonach er eine alte runzliche Frau auf einem plumpen Bauernkarren vor sich sah. Darnach wandte er sein Gesicht gegen die Wand, setzte sein Waldhorn an den Mund und zeigte durch einige Töne seinen Gefährten an, daß es nicht ganz geheuer sei.

Fergus, Caeilte, Diarmuid, Oisin, Luacha, Goll und Conan hatten darauf dieselbe Erscheinung und nur der letztere war unvorsichtig genug, in den Wagen der Fee zu steigen. Aber dieser Wagen schien keinen Boden zu haben, denn Conan sank in einen tiefen Brunnen, der voll siedenden Wassers war. Glücklicherweise hielt er

sich noch an einem Querbalken fest und schrie so laut um Hilfe, daß man es von Ceasch (in Sligo) bis nach Inis na Gloria hören konnte. Gleich darauf eilten seine Kameraden herbei und fanden ihn zu ihrem größten Erstaunen auf einer großen Fleischgabel, die über dem breiten Kochkessel lag, festgeklammert. Sie erlösten ihn gleich aus seiner unangenehmen Lage und sagten ihm, er möge künftighin vorsichtiger sein.

Conan legte sich wieder in sein Bett und gleich darnach hatte er dieselbe bezaubernde Erscheinung wieder. Diesmal wartete er einige Minuten, aber länger konnte er es nicht aushalten; er sprang wieder in den Wagen und gleich darnach befand er sich in einem dunklen Walde, wo ihn ein wildes Thier zu Boden riß und ihn am Munde packte. Conan schrie so laut er konnte und in der nächsten Minute standen die anderen Ritter lachend um ihn herum und zeigten auf die Katze, die ihn am Schnurrbart geleckt hatte.

Conan kroch zum dritten Male in sein Bett zurück und seine Kameraden ließen ihn allein. Aber es dauerte nicht lange, da schrie er wieder, als säße ihm das Messer an der Kehle.

„Unglückssohn!“ schrie Fion, „was ist nun wieder mit dir los?“

„Sohn Cumhail's, kaue am Daumen, denn die schrecklichsten Mutterwehen haben mich überkommen!“

Fion streckte den Daumen in den Mund und sah darauf den Zauberer in einer entlegenen Zelle sitzen. Gleich eilte er mit seinen Leuten zu ihm, setzte ihm sein Messer auf die Brust und drohte ihn zu erstechen, wenn er Conan nicht augenblicklich erlöse.

Stillschweigend zog der Zwerg ein Fläschchen aus seiner Brusttasche und gab es Fion. Dieser schickte Oisin damit zum kranken Conan und blieb selber zurück. Ein gellendes Gelächter verkündete bald seine Befreiung. Conan lag still und traurig auf seinem Bette und hatte einen Kopf so roth wie der Vollmond. Er wurde weidlich ausgelacht; doch um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, verließ Fion mit seinen Gefährten das Haus des Zauberers.

Seit jener Zeit sagte man Jedem, der auf die Wanderschaft geht: „Mögest du glücklicher sein als Conan in Ceasch!“



23.

Oisin's Jugend.

Als die Fianna eines Tages auf der Jagd waren, lief auf einmal ein schnellfüßiges Reh an ihnen vorbei, dem sie lange, jedoch vergebens, nachsetzten. Einer nach dem Andern gab die Verfolgung als nutzlos auf und zuletzt jagte nur noch Fion mit seinen Hunden hinter ihm her. Wie das Reh dies bemerkte, hielt es plötzlich ein und legte sich ruhig in das Gras. Bald hatten es die Hunde eingeholt, aber statt es zu fassen, legten sie sich neben es und leckten ihm zärtlich das Gesicht.

Ein solches Thier zu tödten, schien Fion eine Sünde und er beschloß, es mit nach Hause zu nehmen, wohin es ihm auch willig folgte. Als er nun am Abend allein in seinem Zimmer war, trat eine reichgekleidete Frau vor ihn und sagte: „Ich bin das Reh, das du heute verjagt hast; weil ich die Liebe des Druiden Fear Doirche zurückwies, verurtheilte er mich, drei Jahre lang in Rehgestalt in den Wäldern zu leben; doch theilte mir sein mitleidiger Diener mit, daß ich erlöst würde, sobald ich in's Gebiet des Fürsten von Almuin käme. Ich stellte daher meine Flucht ein, als ich mich nur von deinen Hunden Brann und Sceoluing verfolgt sah, denn ich wußte sehr gut, daß sie das Gemüth und den Verstand eines edlen Menschen besitzen und mir kein Leid zufügten."

In den folgenden Monaten ging Fion weder auf die Jagd noch in den Krieg, sondern lebte nur für die gerettete Prinzessin. Nun geschah es aber, daß die Loch-Leannach (Scandinavier) in sein Land einfielen und er mit den Fianna gezwungen war, gegen dieselben zu ziehen. Nach einer Woche war der Friede wieder hergestellt und Fion konnte wieder nach Hause eilen; doch als er in der Nähe seiner Burg war, kamen ihm seine Diener weinend entgegen und begrüßten ihn mit halblauter Stimme.

„Warum kommt denn die Blume des Landes, meine Prinzessin, nicht?" fragte er.

„Tadle uns nicht, edler Herr;" antworteten sie, „als du die Streitaxt gegen die weißen Eindringlinge schwangst, erschien auf einmal dein Bild und das deiner beiden Hunde hier auf dem Hügel

und wir vernahmen den Ton deines Zauberhorns Dord Fionn. Die gute Saav sprang augenblicklich auf dich; „meinen Beschützer, den Vater meines ungebornen Kindes muß ich sehen!" rief sie. Sie stürzte sich in die Arme des Luftgebildes; aber mit einem herzzerreißenden Schrei flog sie wieder zurück und die Gestalt schlug sie mit einer Haselgerte. In demselben Augenblicke stand ein schlankes Reh an ihrer Stelle, das von den beiden Hunden den Berg hinab getrieben wurde. Mehrmals versuchte es umzukehren, aber jedesmal faßten es die Hunde am Halse und zogen es mit Gewalt fort. Wir waren nicht müssig dabei, doch als wir unsere Waffen geholt hatten, waren Zauberer, Reh und Hunde verschwunden."

Fion warf verzweifelnd seinen Schild zur Erde und stierte wild vor sich hin. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen in sein Gemach und ließ sich nicht vor dem nächsten Tage sehen.

Sieben Jahre lang durchsuchte er ganz Erin nach der geliebten Saav, aber nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken.

Im achten Jahre geschah es, daß seine Hunde auf der Jagd ein kleines Gebüsch umzingelten und durch ihr Bellen anzeigten, daß sie etwas ganz Besonderes gefunden hatten. Fion eilte herbei und fand einen kleinen, schwarzhaarigen Knaben, an dem Braun und Sceoluing freudig hinauf sprangen. Sein Gesicht war das der geliebten Saav und auch aus seinem scheinbaren Alter schien hervorzugehen, daß er ihr Sohn sei. Fion nahm ihn mit nach Hause und als er groß geworden war und ordentlich sprechen gelernt hatte, erzählte er Folgendes:

„Ich und eine Hirschkuh, die mich zärtlich liebte, lebten in einem großen Garten, der mit einem hohen eisernen Zaune umgeben war. Von Zeit zu Zeit kam ein schwarzer Mann zu ihr und sprach zuweilen in zärtlichem und auch sehr häufig in grobem Tone mit ihr; aber was er sagte, konnte ich nicht verstehen. Er verließ sie stets sehr mißmuthig. Sie versuchte häufig mit mir zu entfliehen, aber es gelang ihr nicht. Bei seinem letzten Besuche schlug er sie mit einer Haselgerte, wonach sie ihm willenlos folgte. Ich wollte ihr nacheilen, aber ich war noch zu schwach, um zehn Schritte gehen zu können. Tag und Nacht suchte und schrie ich nach ihr und wenn mich die Hunde nicht aufgefunden hätten, wäre ich sicher den Hungertod gestorben."

Der Knabe erhielt den Namen Oisin und ward späterhin der berühmte Sänger der Thaten der Fianna in Erin.



24.

Oisin's Greisenalter.

Nach der unglücklichen Schlacht von Gavra wurde Oisin, der einzige überlebende Held, von der schönen Wassernymphe Niav entführt und hundertundfünfzig Jahre im Lande der ewigen Jugend tief unter dem atlantischen Ocean gehalten. Darnach aber ward er des eintönigen Glückes müde und er wünschte nach dem Lande seiner Kindheit und seiner Heldenthaten zurückzukehren, was ihm die liebende Niav, wenn auch ungern, erlaubte. Er setzte sich auf sein weißes Pferd und ritt fort.

Doch in den Thälern und Wäldern Erin's erinnerte man sich nicht mehr des Ruhmes von Fion. Die Burg von Almuin war zerfallen und wilder Epheu umrankte ihre Ruinen. Wo sonst Wallgräben und Schanzen dem Krieger Schutz gegen seine Feinde boten, sah er mit Kreuzen verzierte Kapellen, aus denen die frommen Lieder der Priester ertönten. In Dublin hatte St. Patrik eine große Kirche errichtet.

Als Oisin in die Nähe dieser Stadt kam, waren mehrere Leute damit beschäftigt, einen großen Stein auf einen Karren zu laden; er stieg vom Pferde und half ihnen, hatte jedoch dabei das Unglück, daß der Karren plötzlich umfiel und seinen Schimmel erdrückte. Darnach wurde er nach Bal a' Cliath geleitet, wo ihn St. Patrik in sein Haus nahm und ihn zum Christenthum zu überreden suchte. Doch er wollte nichts davon wissen und erzählte nur von der Heldenzeit der Fianna. Als sich Patrik's Diener einst über seinen erstaunlich großen Appetit wunderten, sagte er, daß in seiner Jugend ein Lerchenschenkel so viel Fleisch wie jetzt der eines Hammels gehabt habe und daß ein Eichenblatt so groß wie ein Schild und eine Erdbeere so dick wie ein Kopf gewesen sei. Doch man glaubte ihm nicht und er ließ sich daher von einem jungen Manne zur großen Säule in der Ebene von Kildare führen. Dort ließ er auf der Südseite nachgraben und nach einigen Stunden hielt er das Dord Fionn, das berühmte Horn Fions, in der Hand.

„Blase," sprach er zu seinem Gefährten, „und laß mich wissen, was du siehst."

Er blies in das Horn und bald darnach ertönte ein donnerähnliches Geräusch.

„Ich sehe,“ sprach der Begleiter zu dem schwachsichtigen Oisin, „eine große Anzahl riesiger Vögel auf uns zufliegen.“

„Laß den Hund los!“ antwortete er.

Er that, wie er geheißen und als sich einige Vögel niedergesetzt hatten, faßte der Hund einen am Beine und der Diener nahm seinen Speer und tödtete ihn. Dann schnitt er ihm ein Bein ab und gab es Oisin.

Auf dem Wege nach Hause fanden sie auch eine Erdbeere und ein Eichenblatt von der besagten Größe; als Oisin diese Zeichen St. Patrik brachte, ward er von ihm und seinen Leuten mit der größten Hochachtung behandelt.

25.

Die Legende von Loch na Piasta.*)

In dem großen Teiche neben der Brücke von Thuar hauste ein schrecklicher Drache, der das ganze Land ringsherum verheerte und nur von Menschenfleisch lebte. Sein Athem war so stark, daß er ein Pferd auf die Entfernung von drei Meilen anziehen konnte und so war denn kein lebendes Wesen vor ihm sicher.

Da gingen die Leute einstmals zum Könige und baten ihn, er möge ihnen doch einen seiner berühmten Ritter schicken, der das Ungethüm umbringen solle. Doch der König konnte sich hinsichtlich der Wahl nicht recht entschließen und da es von jeher unter den Irländern Hitzköpfe genug gab, so boten sich drei, O'Brien, O'Farrel und O'Kennedy, an, dies Wagestück zu unternehmen und gleich am nächsten Tage abzureisen.

O'Brien schien jedoch über Nacht andere Gedanken bekommen zu haben, denn er erschien nicht zur festgesetzten Stunde und ließ sagen, er sei auf einmal so unwohl geworden, daß er keine zehn Schritte gehen könne. Mag dem nun gewesen sein, wie es wollte,

*) Schlangenteich.

die beiden andern glaubten es nicht und ergingen sich in allerlei ehrenrührigen Bemerkungen über ihn. Dies ärgerte nun seinen jüngeren Bruder, der bis dahin die Kühe gehütet hatte, so sehr, daß er, um die Schande von seiner Familie zu wälzen, hin zum Könige lief und ihn bat, ihn mitziehen zu lassen. Der König sah ihn so verwundert an, als ob er Hörner hätte, und konnte sich nicht entschließen, den schönen Jüngling ziehen zu lassen, da er im Kriegshandwerk noch zu unerfahren war. Als er ihm jedoch mit seinen Bitten gar keine Ruhe ließ, sprach er: „Nun, ziehe in Gottes Namen! Der kleine David tödtete ja den Goliath mit einem Steine!"

Darnach zogen die Drei ab und kamen auf den Coolgarrow-Berg, von dem sie das Ungeheuer erblicken konnten.

„Wenn ihr's erlaubt," sagte der Jüngling, „so wage ich den Kampf zuerst und wenn ich dabei umkomme, ist nicht viel verloren!" Doch dies waren die Anderen nicht zufrieden und sagten, sie wollten darum loosen. Sie thaten es auch und das Loos fiel auf den Jüngling.

„Der Drache schläft jetzt," sprach er, „und wir beginnen am besten gleich mit der Arbeit. Laßt uns ein paar Bäume umhauen und sie verbrennen. Die Kohlen löschen wir alsdann aus und thun sie in einen Sack; ich verstecke mich dann mit meinem Schwerte darin und ihr rollt ihn dann den Berg hinunter, wo ihn der Drache schon ausschnüffeln und in der Hoffnung, einen guten Fund gethan zu haben, verschlucken wird. Für das Weitere werde ich alsdann schon sorgen; bleibt ihr nur ruhig auf dem Berge und wenn ihr drei Stunden darnach hier unten ein großes Feuer seht, so lauft zum Könige und sagt ihm, der Drache sei erschlagen."

Dies wurde denn auch gethan und kaum war der junge Mann in den Sack gekrochen, da regte sich der Drache schon und da er Menschenfleisch witterte, so schnüffelte er so stark, daß ihm der Sack pfeilgleich in den Rachen fuhr. Gleich zog der Jüngling sein Schwert aus der Scheide und durchstach den Magen des Ungethüms. Wild und wüthend sprang der Drache umher und wußte sich nicht zu helfen. Bald aber regte er sich nicht mehr und der Jüngling kroch munter heraus und zündete ein großes Feuer an, wonach der König seine Heldenthat erfuhr und ihn fürstlich belohnte.



26.

Der König mit den Pferdeohren.

Eine Geschichte, wie ich sie jetzt erzähle, hört man nicht jeden Tag. Sie stammt von dem alten Schulmeister Tom Kennedy, der sie in einer vergessenen Geschichte Irlands gelesen haben will.

Es war einmal ein König Namens Lora Lonshach, der ließ sich jedes Jahr einmal das Haar schneiden; und da man nie darnach den Barbier den Palast verlassen sah und auch sonst nichts mehr von ihm hörte, so hieß es, er habe ihn umbringen lassen. Sieben dieser Leute war schon die große Ehre zu Theil geworden, den Kopf seiner Majestät zu scheeren, und da sich zuletzt Niemand mehr zu dieser Arbeit hergab, so gab er ein Gesetz heraus, nach dem die Barbiere seines ganzen Landes darum loosen sollten.

Das verhängnißvolle Loos fiel dem einzigen Sohne einer alten Wittwe zu und als letztere dies vernahm, fiel sie fast in Ohnmacht. Sie weinte und klagte den lieben, langen Tag; aber da sie sehr gut wußte, daß das ihrem Sohne nicht half, so machte sie sich eines Tages nach dem Palaste auf.

Sie schlüpfte durch die Reihe der wachhabenden Soldaten und eilte in den Saal des Königs.

„Wer bringt dies alte Weib hierher?“ schrie Lora Lonshach; „Schließer, lege die Soldaten in Eisen und laß jedem dreißig aufzählen! Was willst du denn eigentlich hier, alte Sünderin?“

„Ich bitte dich, edle Majestät, laß mir meinen Thigueen, damit ich Jemanden habe, der mir einst ein anständiges Begräbniß verschafft!“

„Wer ist denn dieser Thigueen?“

„Es ist der unglückliche Barbier, der morgen dein Haar schneiden soll; sicherlich werde ich ihn darnach nicht wieder sehen.“

„Rufe mir den Schließer herbei,“ sprach er darauf zu seinem Kammerdiener.

„Er sieht zu, wie die Soldaten geprügelt werden,“ erwiderte dieser.

„Dann rufe meinen Ausläufer!“

„Der gibt auf den Schließer Acht.“

„Dann rufe den Kutscher!“

„Der beobachtet den Schließer und den Ausläufer, damit sie sich nicht besaufen.“

„Rufe die Soldaten!“

„Sie bekommen jetzt Prügel!“

„Mach', daß du wegkommst, alte Spitzbübin!“ rief er der Frau zu, „es thut mir leid, daß ich dir deinen verdienten Lohn nicht auszahlen kann! Wenn du dich wieder in meiner Nähe blicken läßt, lasse ich dich am höchsten Baum Irlands aufknüpfen! So ist mir wieder der ganze Tag verdorben!“

Sie ging fort und am andern Tage kam ihr Sohn in den Palast und sah so traurig aus, als erwarte er sein Ende in jedem Augenblicke.

„Junger Mann,“ sprach der König zu ihm, „wenn du mein Haar geschnitten hast, kannst du hingehen, wohin du willst, doch mußt du erst einen Eid, Dar lamh an Righ,*) leisten, Nichts von dem zu sagen, was du siehst!“

Er that's und der König entblößte seinen Kopf; doch wie erschrak Thigueen, als er zwei lange Pferdeohren darauf erblickte!

Als er mit seiner Arbeit fertig war, gab ihm der König fünf schwere Goldstücke und sprach: „Wenn du jemals ein Wort über mich sagst, so hänge ich dich auf oder lasse dich im Meere ersäufen; ja, ich werde vielleicht noch Schlimmeres mit dir thun und dich an das zanksüchtigste Weib Irlands verheiraten!“

Darauf verließ der Barbier das Schloß und begegnete seiner Mutter vor dem Thore. Aber er sagte kein Wort über das, was er gesehen hatte, so sehr sie ihn auch deshalb anging. Doch das Geheimniß lag so schwer auf seiner Seele, daß er krank ward und der Doktor gerufen werden mußte.

Der Doktor ließ sich die Zunge zeigen und fühlte den Puls, aber was ihm eigentlich fehlte, konnte er nicht herausbringen.

„Doktor,“ sagte der junge Mann, „zerbrich dir den Kopf nicht über meine Krankheit; ich habe ein Geheimniß und wenn ich dies nicht sagen darf, werde ich sterben; aber ich habe geschworen, es keinem Geschöpfe mit Zunge und Ohren mitzutheilen!“

*) Bei der Hand des Königs.

„Da kann dir ja leicht geholfen werden," erwiderte dieser, „gehe in den Wald, mache ein Loch in einen Baum und rufe dein Geheimniß hinein, dann bist du es los."

Kaum hatte er das Haus verlassen, so eilte Thigueen nach dem Walde, spaltete einen Baum und rief „Da Chluais Chapail ar Labhradh"*) hinein. Darnach fühlte er sich so leicht, als ob ihm ein großer Berg von der Brust gefallen wäre.

Nach einem Jahre hatte er das Haar des Königs wieder zu schneiden. Im Palaste hatten sich diesmal alle hochgestellten Personen Irlands versammelt, um dem Wettgesang zwischen Craftine, dem berühmten Harfenspieler Lora Lonshach's, und einem fremden Sänger beizuwohnen.

Nun hatte eine Woche vorher Craftine ausgefunden, daß das Holz an seiner Harfe etwas wurmstichig geworden war und war in den Wald gegangen, um sich einen Baum auszusuchen, mit dem er sein Instrument wieder herstellen konnte. Merkwürdigerweise fiel seine Wahl auf den Baum, dem Thigueen sein Geheimniß mitgetheilt hatte.

Am bestimmten Tage versammelte sich der König mit seinen zahlreichen Gästen im schönsten Saale seines Palastes und rief Craftine auf, den Wettgesang zu beginnen. Dieser griff zur Harfe und spielte ein so trauriges Lied, daß Alle zu weinen anfingen. Da dies aber dem Könige nicht gefiel, stimmte er ein lustiges Lied an und die Leute hätten sicherlich alle getanzt, wenn nur Platz dafür dagewesen wäre; denn sie saßen alle so eng an einander, daß sich keiner rühren konnte. Darnach spielte er „Brian Boru's Kriegsmarsch", was den anwesenden Kriegern so sehr gefiel, daß sie die Schwerter zogen und ihre Fürsten hochleben ließen. Dann sang er ein Lied so süß und andächtig, als ob die Engel im Himmel die Ankunft eines Dutzend frommer Seelen begrüßten. Jeder fiel auf seine Kniee und warf das Gold haufenweise auf Craftine.

Darnach spielten die Sänger von Leinster, Münster, Connaught und Ulster; sie sangen alle sehr schön, aber mit Craftine konnten sie sich doch nicht vergleichen.

„Singe uns noch ein schönes Lied," sprach der König zu ihm, „damit uns das Essen besser schmeckt."

---

*) Der König hat Pferdeohren.

„Ich fürchte mich vor der Harfe," erwiderte er; „meine Finger schlugen die Saiten nicht und ich fürchte, es widerfährt mir etwas Böses!"

„Unsinn! Spiel' nur zu!"

Craftine gehorchte. Als er die Saiten berührte, erklangen sie wie ferner Donner und es schien, als regnete es Steine auf das Schloßdach. Jeder Anwesende hielt sich die Ohren zu, aber der Lärm drang durch und das schreckliche Wort „Da Chluais Chapail ar Labhradh" ward deutlich vernehmbar.

Der König stand da wie erstarrt und hätte sicherlich halb Irland darum gegeben, wenn er zehn Meilen weg, wenn auch unter der Erde gewesen wäre. Verzweifelnd raufte er sich die Haare und dachte nicht daran, daß er sich dabei die Kopfbedeckung abriß und seine verdächtigen Ohren zeigte. Die Anwesenden schrieen, als ob der Teufel vor ihnen stände und liefen wie besessen davon.

Das Ansehen des Königs war dahin; zwar suchte er es dadurch zu gewinnen, daß er den Verwandten der ermordeten Barbiere ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligte; aber im Allgemeinen wollte Niemand mehr mit ihm etwas zu thun haben.

27.

Knocksheogowna,

oder

Der Berg des Elfen-Kalbes.

In Tipperary befindet sich ein Hügel von sehr auffallender Gestalt. Seine Spitze sieht aus wie eine conische Nachtmütze, die man nachlässig auf den Kopf gesetzt hat. Dieser Platz diente von jeher den Elfen zum Aufenthalte und man kann es ihnen daher nicht verargen, daß es ihnen keine große Freude machte, als sie sahen, wie er allmälig bebaut und bewohnt wurde. Das Brüllen des herumlaufenden Viehes beleidigte ihre zarten Ohren und der kahlgefressene Boden behagte ihren feinen Füßen auch nicht. Deshalb beschloß die Elfenkönigin, die Eindringlinge zu vertreiben, und dies that

sie in folgender Weise. Wenn die Heerde schlief und der Hirt den Sternenhimmel träumend betrachtete, erschien sie ihm in allen denkbaren Schauergestalten. Sie kam als Pferd mit Adlersflügeln und Drachenschwanz und spie verheerende Funken nach allen Seiten. Dann erschien sie wieder als Affe mit Entenfüßen und Pfauenschwanz und dann wieder als lahmer Zwerg mit einem Ochsenkopf. Man könnte einen ganzen Tag lang erzählen, wenn man alle ihre verschiedenen Gestalten beschreiben wollte.

Der arme Hirte bedeckte sein Gesicht und rief alle Heiligen um Hilfe an. Aber das half auch rein gar nichts, denn jeden Abend kamen die schrecklichen Gestalten wieder und heulten und lärmten wo möglich noch schlimmer. Und was das Schlimmste war, er konnte sein Gesicht nie von ihnen abwenden und es schien, als zwinge ihn eine unsichtbare Macht dazu. Sein Haar stand dann gewöhnlich zu Berge und seine Zähne fielen ihm beinahe aus infolge des beständigen Klapperns. Das Vieh lief wie verrückt umher und alle Augenblicke brach eins ein Bein oder verlor sein Leben in einer Grube.

Der Eigenthümer des Platzes war ganz rathlos und zuletzt blieb ihm, wenn er kein blutarmer Mann werden wollte, nichts Anderes übrig, als seine Stelle zu verlassen.

Als er nun eines Tages traurig auf der Landstraße einherschritt, begegnete ihm Larry Hoolahan, welcher der beste Flötenspieler in ganz Irland war. Er war ein furchtloser Geselle und nahm es, wenn er einen guten Schluck gethan hatte, mit dem Teufel auf.

„Was fehlt dir?" fragte dieser ihn, „du siehst ja aus, als ob du gehängt werden solltest!"

Der Bauer erzählte ihm in kurzen Worten sein Unglück.

„Wenn's weiter nichts ist," sagte Larry, „da kann dir leicht geholfen werden. Wenn auch so viele Elfen auf Knocksheogowna sind wie Kartoffeln in ganz Irland, ich werde schon mit ihnen fertig werden!"

„Wenn du dein Wort hältst und mir eine Woche mein Vieh auf dem Berge hütest, so sollst du so lange bei mir zu essen haben, bis sich die Sonne so klein wie ein Talglicht gebrannt hat."

Damit waren sie handelseinig. Larry ging mit dem Bauern nach Hause und hütete am Abend das Vieh auf dem Berge.

Er setzte sich ruhig auf einen großen Stein, drehte dem Winde

den Rücken und blies ein lustiges Stücklein auf seiner Flöte. Bald darauf kam auch das Elfenheer und eine sagte zur Königin: „Da sitzt schon wieder ein verwegener Hirte, geh' hin und laß ihn deine Macht fühlen!" Als Larry aufsah, bemerkte er zwischen sich und dem Monde eine große schwarze Katze stehen, deren Miauen dem Klappern einer nahen Mühle glich. Allmälig ward sie so groß, daß sie mit ihrem Rücken den Himmel berührte; auch hob sie die Beine auf, als ob sie tanzen wollte.

„Tanze nur zu," rief Larry, „ich will gerne spielen!" Und er spielte lustig weiter.

Da die Königin sah, daß er sich nicht fürchtete, zog sie andere Saiten auf und verwandelte sich in ein milchweißes Kalb und näherte sich ihm in der Hoffnung, ihm so eher etwas anhaben zu können. Larry legte seine Flöte weg und sprang ihm auf den Rücken und im nächsten Augenblicke war das Kalb mit ihm an dem Ufer des Shannon-Flusses, das mehr als zehn Meilen entfernt war.

„Das war kein übler Sprung für ein Kalb," sagte Larry, als es ihn zu Boden warf.

Die Elfenkönigin sah ihn verwundert an und verwandelte sich in ihre eigentliche Gestalt. „Du bist ein kühner Mann," sagte sie; „soll ich dich wieder zurücktragen?"

„Wenn du es willst," erwiderte Larry. Darauf nahm sie wieder die Kalbsgestalt an und war gleich darnach wieder auf dem Knock-sheogowna.

Dort erschien sie wieder als Königin und sprach: „Da du so großen Muth gezeigt hast, so sollst du mit deiner Heerde nie mehr weder von mir noch von meinem Volke belästigt werden und wenn ich dir sonst einmal einen Gefallen thun kann, so brauchst du dich nur an mich zu wenden!"

Darnach verschwand sie und ließ sich nie mehr sehen. Dem lustigen Larry gebrach's nun an nichts mehr; er aß und trank bei bei dem Bauern so viel ihm schmeckte und Abends setzte er sich auf den Hügel und spielte nach Herzenslust.

28.

Des Priesters Abendessen.

Sachverständige wollen behaupten, daß die „guten Leute“ oder Elfen Engel seien, die wegen ihres anstößigen Betragens den Himmel verlassen mußten und nun theilweise je nach ihren Sünden auf und unter der Erde wohnten. Doch man weiß darüber nichts Gewisses. Wenn man Abends ihre lustigen Tänze beobachtet und sieht, wie leicht und munter sie über die Grashalmen springen, so drängt sich einem wenigstens der Gedanke auf, daß sie sich nicht unglücklich fühlen und mit ihrem Loose sehr wohl zufrieden sind. Mit den Priestern scheinen sie jedoch auf keinem guten Fuße zu stehen, denn als sie sich eines Abends auf einem Hügel in Cork tummelten, sang der König plötzlich:

„Laßt das Tanzen, laßt das Schweifen,
Laßt das Trommeln und das Pfeifen,
Meine Nase spricht,
Und sie lüget nicht,
Daß ein Pfaff des Weges kommt!“

Und er hatte Recht, denn Vater Horrigan kam mit seinem Pferde am Elfenhügel vorbei und da es schon ziemlich spät geworden war, so ging er in die erste beste Hütte, die er am Wege fand, und bat um ein Nachtquartier.

Beim Landmann Dermond fand er freundliche Aufnahme, aber dieser hatte weiter nichts als ein paar Kartoffeln, die er ihm zum Abendessen vorsetzen konnte.

„Der Fluß ist so leer an Fischen, wie mein Hut,“ sagte Dermond, „und ich habe seit einigen Wochen stets vergebens das Netz ausgeworfen. Da ich nun einen Priester zu Gast habe, so wäre es wohl möglich, daß sich das Glück wendete; nun, ich werde schnell einmal zusehen; der Fluß ist ja nur ein paar Schritte entfernt!“

Er eilte fort und als er das Netz herauszog, zappelte der schönste Lachs von der Welt darin. Doch wie Dermond die Hand nach ihm ausstreckte, ward ihm auf einmal das Netz aus der Hand gerissen und der Fisch schwamm so fröhlich fort, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

„Möge dich das Unglück Tag und Nacht verfolgen!“ rief Dermond ärgerlich; „du solltest dich schämen, einen alten, ehrwürdigen Mann so zum Besten zu haben; deine Gesellschaft ist jedenfalls keine gute, denn es war sicherlich der Teufel, der mir mit solchem kräftigem Ruck das Netz aus der Hand riß!“

„Das ist nicht wahr,“ sprach ein winziges Elflein; „es haben nur anderthalb Dutzend von uns daran gezogen. Doch sei nicht bange; wenn du dem Priester eine Frage von uns vorlegst, so soll er bald das schönste Abendessen von der Welt vor sich sehen.“

„Ich mag mit euch nichts zu thun haben und habe nicht die geringste Lust, durch eine gottlose Frage von euch meine Seligkeit auf das Spiel zu setzen!“

„Eine anständige, harmlose Frage kannst du schon unbesorgt an ihn richten.“

„Gegen eine solche Frage habe ich allerdings nichts einzuwenden; aber mit eurem Abendessen bleibt mir vom Leibe!“

„Frage Vater Horrigan, ob unsere Seelen am Tage des Gerichtes zu den Freuden des ewigen Lebens zugelassen werden und laß uns seine Antwort wissen.“

Dermond ging zurück in seine Hütte und entledigte sich seines Auftrags.

„Sage den Elfen,“ gab ihm der Priester darauf zur Antwort, „sie möchten hierher kommen und ich würde ihnen irgend eine Frage mit dem größten Vergnügen beantworten.“

Als Dermond ihnen dieses mittheilte, flohen sie nach allen Winden.

Der Bauer verwunderte sich im Stillen über die große Macht, die Vater Horrigan über die Elfen besaß; noch mehr verwunderte er sich aber, daß dieser nicht im Stande war, ein besseres Abendessen zu beschaffen.

29.

Die Eierschalen-Brauerei.

Frau Sullivan war eine unglückliche Frau, denn sie glaubte, ihr jüngstes Kind sei von Elfen geraubt und durch ein anderes er-

setzt worden; und zu diesem Glauben war sie vollkommen berechtigt, denn ihr rechtmäßiges Kind war ein schöngewachsener, blauäugiger Sohn gewesen, statt dessen sie eines Morgens ein zum Gerippe abgemagertes, häßliches und beständig schreiendes Kind in der Wiege liegen sah. Die Leute sagten ihr, sie solle es einfach über das Feuer hängen, oder ihm die Nase mit einer glühenden Zange zwicken, oder es auf die Landstraße in den Schnee werfen; aber dazu konnte sie sich nicht recht entschließen, denn es konnte möglicherweise doch ihr Kind sein.

Da begegnete ihr eines Morgens die alte Ellen Leah, eine wegen ihrer Klugheit weit und breit bekannte Frau. Sie wußte, wo sich die Todten befanden und konnte die Mittel zur Ruhe ihrer Seelen genau angeben; auch konnte sie Warzen vertreiben und sonst noch eine Menge nützlicher Geschäfte mit großer Geschicklichkeit ausführen.

„Du siehst sehr traurig aus, Frau Sullivan,“ sagte sie.

„Ich habe auch Grund genug dazu; denn mein schöner Knabe ist gestohlen und ein ganz abscheuliches Kind an seiner Stelle zurückgelassen worden. Sicherlich haben es die Elfen gethan!“

„Willst du meinen Rath annehmen und befolgen, auch wenn er dir noch so verrückt vorkommt?“

„Kannst du mein Kind wieder zurückbringen?“

„Wenn du thust, was ich dir jetzt sagen werde. Hänge den großen Kochtopf mit Wasser gefüllt über das Feuer und wenn es kocht, nimmst du ein Dutzend frischgelegter Eier, zerbrichst sie und wirfst die Schalen hinein. Darnach wirst du schon ausfinden, ob du dein rechtmäßiges Kind vor dir hast, oder einen Wechselbalg. Ist letzteres der Fall, so stößest du ihm augenblicklich das glühende Schüreisen in den Hals.“

Frau Sullivan ging nach Hause und that, wie ihr befohlen. Das Kind lag in der Wiege und beobachtete ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit.

„Was machst du, Mutter?“ rief der Knabe.

„Ich braue!“

„Was braust du, Mutter?“

Dieses sprach er aber mit solcher Stimme, daß seine eigentliche Herkunft nicht mehr zu bezweifeln war. Da das Schüreisen noch

nicht roth genug war, so ließ ihn die Mutter geraume Zeit auf die Antwort warten.

„Was hast du gesagt, mein Söhnlein?"

„Ich möchte gern wissen, was du braust."

„Ich braue Eierschalen!"

„O!" rief der Kleine aus und richtete sich auf. „Ich bin," fuhr er mit tiefer Baßstimme fort, „schon über fünfzehnhundert Jahre alt und habe schon Manches gesehen; von einer Eierschalen-Brauerei aber habe ich noch nicht gehört!"

Augenblicklich ergriff Frau Sullivan das Schüreisen und eilte nach dem Bette. Unglücklicherweise aber stolperte sie und fiel hin und als sie sich wieder aufgerafft hatte und dem Wechselbalge den Garaus machen wollte, fand sie ihn zu ihrem größten Erstaunen und zu ihrer größten Freude schlafend in der Wiege liegen.

30.

Der Flaschenberg.

Mick Purcell war ein armer Landmann, der in der Nähe von Mallow wohnte. Er schlug sich kümmerlich mit seiner Familie durch und wenn er am Ende des Vierteljahres seinem Miethsherrn den Zins für sein kleines Ackerland bezahlen konnte, so konnte er schon zufrieden sein und war es gewöhnlich auch. Einst aber starben alle seine Hühner und Schweine und es blieb ihm von allem seinem Vieh nur noch eine Kuh übrig, was ihn so zurückbrachte, daß er mit seiner Miethe ein halbes Jahr im Rückstande bleiben mußte. Als der dritte Jahrestermin heranrückte und sich seine Lage nicht im mindesten verbessert hatte, fragte er seine Frau mit Thränen in den Augen, was sie thun sollten.

„Nächsten Montag ist Viehmarkt in Cork," erwiderte Molly, „da bringst du unsere Kuh hin und verkaufst sie."

„Und was sollen wir dann anfangen?"

„Gott wird schon weiter helfen; verlasse dich nur auf ihn. Weißt du nicht mehr, daß er uns, als unser kleiner Wilhelm sterbenskrank war, den guten Doktor aus der Stadt schickte, der ihm gute Arznei

und warme Kleider brachte und ihm, als er genesen war, noch zwei Schillinge dazu schenkte?"

„Du sprichst immer so; aber gewöhnlich hast du Recht. Ich werde morgen nach Cork gehen."

Am nächsten Tage band er der Kuh einen Strick um den Hals und versprach seiner Frau, sie nur für den höchsten Preis zu verkaufen.

Sein Weg führte ihn an den Ruinen und Wallgräben des alten Schlosses von Mourne vorbei und traurig seufzte er: „O, wenn ich doch nur die Hälfte des Geldes hätte, das hier vergraben liegt, dann würde ich meine arme Kuh nicht auf den Markt treiben."

Langsam schritt er weiter und als er auf den Berg kam, der jetzt unter dem Namen der „Flaschenberg" bekannt ist, rief auf einmal Jemand „Guten Morgen!" hinter ihm. Mick Purcell drehte sich um und sah einen kleinen, zwerghaften Mann mit gelbem, runzligem Gesichte, spitzer Nase und rothen Augen vor sich.

„Guten Morgen!" erwiderte er freundlich, aber er fürchtete sich doch ein wenig und trieb seine Kuh etwas schneller an. Aber der Kleine folgte; da er einen sehr langen Rock an hatte und man die Beine gar nicht sehen konnte, so schien es, als gleite er nur über den Boden hin.

„Wo willst du mit der Kuh hin?" fragte er.

„Auf den Viehmarkt nach Cork."

„Um sie zu verkaufen?"

„Das ist doch selbstverständlich."

„Willst du sie mir nicht verkaufen?"

„Was willst du dafür geben?"

„Ich gebe dir diese Flasche!" Damit zog er eine Flasche unter seinem Mantel hervor und zeigte sie dem armen Mick, der darauf nicht umhin konnte, laut aufzulachen.

„Lache nur zu," sagte der Kleine, „aber ich gebe dir die Versicherung, daß diese Flasche mehr werth ist, als du in Cork für die Kuh erhältst; sie ist zehntausendmal mehr werth!"

Mick lachte wieder und sagte dann: „Hältst du mich wirklich für einen so großen Narren, daß ich meine Kuh für eine Flasche und noch dazu für eine leere hergäbe?"

„Wenn du mir die Kuh dafür gibst, wirst du es nie bereuen; nimm die Flasche!"

„Was würde meine Frau dazu sagen? Und wie soll ich den Miethzins bezahlen!"

„Aber diese Flasche ist mehr werth als alles Geld auf der Erde; jetzt, Mick Purcell, frage ich dich zum letzten Male, ob du sie haben willst oder nicht?"

Mick war ganz erstaunt, daß der Kleine seinen Namen kannte.

„Thue, wie ich dir sage," fuhr Jener fort; „ich kenne und achte dich; wenn du die Flasche nicht annimmst, wird es dich späterhin hundertfach gereuen. Deine Kuh kann ja auch sterben, ehe du nach Cork kommst. Auch können dort so viele Kühe sein, daß du sie vielleicht nicht einmal verkaufen kannst und wenn du mit dem Gelde nach Hause gehst, kannst du leicht von Räubern überfallen werden. Weise deshalb dein Glück nicht von dir!"

„Das thue ich auch nicht," erwiderte Mick, „und wenn die Flasche wirklich so gut ist, wie du sagst, trotzdem mir eine leere Flasche nie gefallen hat, so gebe ich dir gerne die Kuh dafür."

„Hier ist die Flasche!"

Mick nahm sie. „Wenn du mich betrogen hast," sagte er, „so wird dich der Fluch eines unglücklichen Mannes überall hin verfolgen!"

„Dein Fluch ist mir so gleichgütig wie dein Segen. Wenn du heute Abend nach Hause kommst und dein Weib mit Zanken und Schelten fertig ist, kehrst du das Zimmer schön rein, legst ein frischgewaschenes Tuch auf den Tisch, stellst die Flasche auf die Erde und befiehlst ihr, ihre Schuldigkeit zu thun."

„Ist das Alles?"

„Ja, dann wirst du ein reicher Mann."

„Gott gebe es!"

Darnach ging Mick nach Hause. Nach einigen Minuten drehte er sich wieder um, um seine Kuh zum letzten Male zu sehen; aber sie war nebst dem Manne von der Straße verschwunden. „Gott sei bei mir," seufzte er; „von dieser Erde ist der Mensch sicherlich nicht!"

Dann kniete er nieder und betete, gab aber dabei sorgfältig Acht, daß er die Flasche nicht zerbrach.

Als er zu Hause ankam, fragte ihn seine Frau: „Bist du schon wieder zurück? In Cork bist du doch nicht in so kurzer Zeit ge-

wesen? Was ist vorgefallen? Wo ist die Kuh? Hast du sie verkauft? Wie viel hast du dafür bekommen? Was hast du sonst Neues erfahren? Erzähle doch gleich."

„Sobald du mich zu Worte kommen und mich aussprechen läßt, sollst du alles hören. Wo die Kuh jetzt ist, kann ich dir jedoch nicht sagen."

„Nun, du hast sie verkauft; wo hast du das Geld?"

„Laß mich doch die Geschichte erst erzählen."

„Wofür hast du denn die Flasche unter deiner Weste versteckt?"

„Sei doch endlich mit deinem Fragen still." Darauf stellte er die Flasche auf den Tisch und sagte: „Das ist alles, was ich für die Kuh bekommen habe."

Seine Frau war wie vom Donner gerührt. „O, ich glaubte, du wärest ein vernünftigerer Mensch," rief sie schluchzend aus; „wie sollen wir nun den Miethzins bezahlen?"

„Kannst du mich denn kein vernünftiges Wort sprechen lassen? Der alte Mann, dem ich begegnete — eigentlich begegnete er mir — sprach lange Zeit mit mir auf dem Berge und bat mich, ihm die Kuh zu verkaufen und sagte, die Flasche sei das Einzige, was mir helfen könne —"

„Ja wohl, das Einzige für dich, Narr!" Sie wollte die Flasche ergreifen und sie ihm an den Kopf schleudern; aber er erwischte sie noch zur rechten Zeit und steckte sie wieder unter seine Weste.

Darauf kehrte er das Zimmer rein, deckte den Tisch mit einem weißen Tuche und stellte die Flasche auf die Erde und sprach: „Flasche, thu' deine Schuldigkeit!"

„Mamma, sieh' doch!" rief ihr fünfjähriger Sohn, „sieh' doch einmal dort hin!"

Die Mutter drehte den Kopf nach dem Tische und sah, wie zwei kleine, winzige Kerle aus der Flasche krochen, den Tisch mit Gold- und Silbergeschirr deckten und die kostbarsten Speisen darauf legten. Darnach krochen sie wieder in die Flasche zurück.

Solche Teller und Schüsseln, Gabeln und Messer hatte das Ehepaar noch nicht gesehen und solche Speisen, wie darauf waren, hatte es im Leben noch nicht gekostet.

„Was sagst du nun zu der Flasche?" fragte Mick seine Frau.

„Ich bin neugierig," erwiderte sie, „ob diese kleinen Herren die Sachen wieder forttragen werden."

Sie warteten lange, aber es kam Niemand. „Nun Mick," sprach die Frau, „der fremde Mann hat dich nicht angeführt und du wirst sicherlich noch ein reicher Mann werden."

In der folgenden Nacht schliefen beide nicht, sondern berechneten, für wieviel sie wohl das viele Gold- und Silbergeschirr verkaufen könnten und am nächsten Morgen stand Mick früher wie noch jemals auf und eilte mit seinen Schätzen nach Cork.

Als er sie verkauft hatte, kaufte er sich und seiner Frau schöne Kleider und da ihm das Gehen zu unbequem vorkam, so kaufte er sich auch Pferd und Wagen und gab sich überhaupt in jeder Hinsicht große Mühe, den reichen Herrn zu spielen.

Dies kam seinem Miethsherrn verdächtig vor und er spionirte so lange an Mick herum, bis er den Grund seines Reichthums ausgefunden hatte. Er bot ihm ein gutes Stück Geld dafür, aber Mick schlug das Anerbieten aus; doch als er ihm das Landgut auf immer dafür geben wollte, überlieferte er ihm die Flasche.

Mick glaubte, er sei nun sein ganzes Leben lang einer jeden Noth enthoben; aber da täuschte er sich; denn seine Frau glaubte, das Geld nehme gar kein Ende und wirthschaftete toll in den Tag hinein. Und so kam es dann, daß sie in ganz kurzer Zeit wieder so arm wie vorher waren und nur noch eine Kuh besaßen, die Mick wieder nach Cork treiben mußte, um sie dort zu verkaufen.

Als er wieder auf den bekannten Berg kam, bemerkte er plötzlich den zwerghaften Mann vor sich.

„Nun, Mick Purcell," sprach er, „habe ich dir nicht gesagt, daß du ein reicher Mann werden würdest?"

„Du hast keine Lüge gesagt, aber jetzt bin ich kein reicher Mann mehr. Hast du vielleicht noch so eine Flasche? Ich gebe dir recht gerne die Kuh dafür."

„Hier ist die Flasche," erwiderte er; „du weißt, was du damit zu thun hast."

„Das weiß ich noch ganz gut."

„Lebe wohl!"

„Lebe wohl, guter Mann, lebe wohl!" Mick eilte nach Hause und schrie seiner Frau schon von Weitem zu, daß er eine andere Flasche habe.

Dieselbe beeilte sich, so schnell sie es vor Freude vermochte, den

Tisch zu decken und als Mick eintrat, setzte er gleich seine Flasche darunter und rief: „Flasche, thu' deine Schuldigkeit!"

Augenblicklich krochen zwei furchtbare Kerle aus der Flasche und prügelten den armen Mick nebst seiner Frau dermaßen, daß sie sich kaum noch rühren konnten.

Sobald Mick sich wieder aufraffen konnte, steckte er die Flasche unter seine Weste und ging damit zu seinem Miethsherrn.

„Was willst du?" fragte dieser.

„Ich habe eine andere Flasche!"

„Ist sie so gut wie die erste?"

„Noch viel besser! Wenn du es erlaubst, so lasse ich dich gleich eine Probe sehen."

„Ich bin's zufrieden."

Kurz darnach lag der Miethsherr unter dem Tische und bat Mick, doch um Gotteswillen die Flasche wieder mitzunehmen und die beiden wüthenden Kerle zu besänftigen.

„Die hören nicht eher auf, bis ich meine alte Flasche wieder habe!" sprach Mick.

„Nimm sie, sie steht dort auf dem Schranke!"

Mick holte sie und ging mit den beiden Flaschen nach Hause. In kurzer Zeit war er wieder reich und es fehlte ihm an Nichts. Sein Miethsherr aber ward so arm wie eine Kirchenmaus und er war froh, daß Mick's Sohn seine einzige Tochter heiratete, wodurch auch er der Sorgen überhoben wurde.

31.

Herr und Knecht.

Billy Mac Daniel war ein lustiger, junger Mann, der sich nur vor dem Durste fürchtete. Den ganzen Tag dachte er nur an's Trinken und wer dafür bezahlte, war ihm völlig gleichgültig.

Nun ging er einst kurz nach Weihnachten auf einen Abend nach Hause und da es ihn schauderhaft fror und sein Weg ein weiter war, so sprach er laut zu sich selber: „Ein Tropfen guten Branntweins

könnte jetzt nicht schaden; es ist ja so kalt, daß einem die Seele im Leibe erfriert!"

„Das kannst du ja haben!" sprach plötzlich ein kleiner Mann mit dreieckigem Hute und silberverzierten Schuhen zu ihm und reichte ihm ein gefülltes Glas, das so groß wie er selber war.

Billy griff zu und leerte es auf einen Zug.

„Das hast du gut gemacht!" sprach darauf der Kleine; „aber glaube nicht, daß du mich wie viele Andere betrügen kannst. Zieh' den Beutel und zahle, wie es einem anständigen Menschen geziemt."

„Ich soll dir auch noch Geld geben?" erwiderte Billy; „ich kann dich ja bequem wie eine Kartoffel in die Tasche stecken!"

„Billy Mac Daniel! du mußt von heute an auf sieben Jahre und einen Tag mein Diener sein; dies werde ich als meine Bezahlung betrachten!"

Als dies Billy hörte, war es ihm doch nicht mehr einerlei und es that ihm sehr leid, so geringschätzend von dem Kleinen gesprochen zu haben. Er folgte ihm; denn es kam ihm vor, als könne er nicht anders.

Gegen Morgen sprach sein Herr zu ihm; „Heute Abend erwarte ich dich im Fort-Felde und zwar ziemlich früh, da wir einen weiten Weg vor uns haben. Wenn du dich als guter Diener zeigst, wirst du stets einen nachsichtigen Herrn in mir finden."

Am folgenden Abend war Billy auf seinem Platze. „Billy," sprach sein Herr, „sattle zwei meiner Pferde; das Gehen würde uns zu sehr ermüden."

Billy freute sich sehr darüber, da er aber keine Pferde in der Nähe sah, so fragte er ihn darnach.

„Frage nicht zu viel," erwiderte Jener, „geh' dort in das Wäldchen und hole die zwei größten Büsche, die du siehst."

Er that es und als er sie zu ihm brachte, hieß er ihn sich darauf setzen.

„Worauf soll ich mich setzen?" fragte Billy.

„Nun, auf den Rücken des Pferdes, wie ich!"

„Halte mich doch nicht zum Narren, ich werde diesen Busch doch nicht für ein Pferd ansehen!"

„Setze dich darauf, du hast noch nie auf einem besseren Pferde gesessen!"

Inzwischen hatte sich der Kleine auf seinen Busch gesetzt und dreimal „Borram!“ gerufen. Nun that auch Billy dasselbe und augenblicklich fühlte er sich auf dem Rücken eines Pferdes, das pfeilschnell mit ihm davon flog. Leider hatte er sich jedoch mit dem Rücken nach der Spitze des Busches gesetzt, so daß infolgedessen sein Kopf nach dem Schwanze gerichtet war.

Wie lange sie auf der Reise waren, bis sie vor einem schönen Hause standen, vermochte Billy nicht zu sagen. Da die Thüren desselben alle verschlossen waren, so krochen sie durch das Schlüsselloch, gingen in den Weinkeller und tranken sich herzlich satt.

„So lange du mir genug zu trinken gibst,“ sprach Billy, „bin ich mit meinem Dienste schon zufrieden.“

„Ich habe keinen Kontrakt mit dir gemacht,“ erwiderte der Kleine, „komm und folge mir!“

Darauf schlichen sie wieder durch das Schlüsselloch in's Freie und ritten zurück auf das Fort-Feld, woselbst Billy bis auf den folgenden Abend entlassen wurde. Mit der Zeit war kein Weinkeller mehr in Irland, dem Beide nicht einen nächtlichen Besuch abgestattet hatten.

Nun sagte eines Abends der Kleine zu seinem Diener: „Nimm heute drei Pferde mit, denn es ist möglich, daß wir Gesellschaft mit nach Hause bringen.“

Billy that's und sie ritten vor das Haus eines reichen Bauern, in dem es sehr lustig herging.

„Ich werde morgen tausend Jahr alt!“ sprach der Kleine.

„Gott segne dich!“ erwiderte Billy.

„Sprich diesen Namen nicht mehr aus, wenn du mich nicht in's Unglück stürzen willst. Da ich morgen tausend Jahr alt werde, so denke ich, ist es wohl Zeit, daß ich mich verheirate.“

„Da hast du Recht, wenn du dich überhaupt noch verheiraten willst!“

„Zu diesem Zwecke bin ich hierher gekommen. In diesem Hause hier soll sich diese Nacht Darby Riley mit der schönen Bridget Rooney vermählen; da nun dieses ein großes, schlank gewachsenes Mädchen ist, so werde ich sie entführen.“

„Was wird aber Darby Riley dazu sagen?“

„Still! Ich habe dir schon früher das viele Fragen verboten!“

Darauf sprach er einige Zauberworte und er und Billy krochen durch das Schlüsselloch in's Haus. Dann rollten sie sich so zusammen, daß sie nicht größer als Frösche waren und setzten sich in dieser Gestalt in eine Ecke der Zimmerdecke.

Es hatten sich alle Anverwandte von Braut und Bräutigam versammelt und des Scherzens und Trinkens wollte gar kein Ende nehmen; das Merkwürdigste war, daß der anwesende Priester zur Eröffnung des Hochzeitsschmauses auch nicht einmal ein „Gott segne es" sagte.

Darüber freute sich der Kleine natürlich ungemein und sprach: „Die halbe Braut ist mein; laß sie nur dreimal niesen und ich habe sie ganz!"

Billy bedauerte das schöne Mädchen im Stillen; für einen tausendjährigen Mann war sie doch zu jung und zu gut und wenn jener hundertmal sein Herr gewesen wäre. Als das Mädchen zum dritten Male nieste, rief er plötzlich: „Gott segne uns!" Im nächsten Augenblicke erhielt er von seinem Herrn einen solchen Tritt, daß er hinunter auf den Tisch fiel. Dort erzählte er seine traurige Geschichte zur Erheiterung der Gesellschaft, wonach er eingeladen wurde, ebenfalls an dem Feste theilzunehmen, das er sich natürlich nicht zweimal sagen ließ.

32.

Der kleine Schuh.

„Hast du je von einem Zwerg gehört?" fragte der junge Coote die kleine Molly.

„Gewiß, sehr oft," erwiderte sie, „mein Vater hat oft davon erzählt."

„Hast du schon selber einen gesehen?"

„Nein; aber mein Großvater sah einst einen und fing ihn."

„Fing ihn? Erzähle doch."

„Mein Großvater kam einst mit seinem Pferde, das bei der Arbeit krank geworden war, nach Hause und führte es in den Stall. In der Nacht stand er dann auf, um zuzusehen, ob es auch sein Futter gefressen habe; aber als er in den Stall trat, hörte er ein

verdächtiges Singen und Hämmern und wie er sich umsah, sah er einen Zwerg in einer Ecke, der seine Schuhe flickte. „Dich habe ich endlich,“ sagte er, „gib mir nur schnell dein Geld heraus!“ „Das sollst du haben,“ antwortete der Zwerg, „laß mich nur gehen, damit ich es holen kann.“ Mein Großvater war auch dumm genug, ihn loszulassen, wofür er von ihm höhnisch ausgelacht wurde. Er kam natürlich nie wieder zurück und das Einzige, was er von ihm erhielt, war ein kleiner Schuh, den er zurückgelassen hatte. Meine Mutter sagte mir oft, es sei der schönste Schuh gewesen, den sie jemals gesehen habe.“

„Hast du ihn nicht selber gesehen?“

„Nein, denn er war schon lange verloren, ehe ich geboren ward. Aber meine Mutter erzählte manchmal davon.“

33.
Das Geister-Pferd.

Morty Sullivan war ein junger Mann von lockeren Sitten. Alle Ermahnungen seiner Eltern fruchteten nichts und die Thränen, die sie über ihren ungerathenen Sohn weinten, waren unzählig.

Eines Tages verschwand er und Niemand konnte sagen, wohin er gegangen war. Seine Eltern starben vor Gram und wurden von fremden Händen in's Grab gelegt.

Nach dreißig Jahren kehrte Sullivan wieder zurück und als er seine Eltern nicht mehr am Leben fand, ward er traurig und fragte einen Priester um Rath. Dieser befahl ihm, eine Pilgerreise zur Kapelle des heiligen Gobnate in Ballyvourney anzutreten, was er auch that.

Sein Weg führte durch eine rauhe Gebirgsgegend. Nun ward er einst an einem Abend von einem Nebel umringt, der so dick war, daß er keine zehn Schritte weit sehen konnte. Doch er verlor den Muth nicht und marschirte rüstig weiter, bis er endlich ein Licht sah, auf das er zuging. Er glaubte, dies sei ganz in seiner Nähe, aber er marschirte Meile auf Meile und erreichte es doch nicht. Endlich sah er es dicht vor sich und bemerkte auch, daß eine alte Frau dabei

saß, die mit dem Abendessen beschäftigt war. Er ging auf sie zu und fragte, wie es käme, daß sie sich mit ihrem Feuer so schnell bewegen könne.

Die Frau sah ihn an, antwortete aber nicht. Ihre Augen waren dunkelroth und aus ihrem Munde kam ein widriger Schwefelgeruch.

„Wie heißt du?“ fragte sie nach einer Weile.

„Morty Sullivan, zu dienen!“ erwiderte er.

„Das wollen wir gleich sehen. Fasse meine Hand an und ich werde dich bald an den Ort deiner Bestimmung gebracht haben.“

Sie ergriff ihn bei der Hand und fort ging es mit ihm im Sturmessaus durch die Luft; das Feuer eilte voraus.

Bald waren sie am Eingange einer großen Höhle, woselbst das alte Weib nach seinem Pferde rief, das auch gleich erschien. Morty mußte sich darauf setzen, aber in demselben Augenblicke lag er auch unten im Abgrunde.

Als Morty am nächsten Morgen erwachte und die vielen blutunterlaufenen Stellen an seinem Körper betrachtete, schwur er einen heiligen Eid, nie mehr mit einer Schnapsflasche in der Tasche auf die Pilgerreise zu gehen.

34.

Der verwunschene See.

In dem Westen Irlands befindet sich ein See, in dem viele junge Leute das Leben verloren haben und deren Leichname nie mehr gefunden wurden. Nicht weit davon wohnte ein junger Bauer, Namens Boderick Keating, der sich in Bälde mit der schönen Peggy Honan verheiraten wollte.

Als dieser einstmals mit einigen Kameraden in Limmerick gewesen war und den Brautring gekauft hatte, neckten ihn jene und sagten, er habe sich da umsonst Unkosten gemacht, da ihn sein Nebenbuhler Delaney doch noch ausstechen werde.

Aber Roderick hörte nicht darauf und hielt als Antwort triumphirend den Ring in die Höhe. Doch wie er ihn wieder in die Tasche stecken wollte, entglitt er seinen Fingern und rollte hinab in den See unter allgemeinem Gelächter der Umstehenden.

„Nun muß ich wieder nach Limmerick zurück!“ rief er weinend aus, „und einen andern Ring kaufen. Oder hat vielleicht Jemand von euch für eine zehnfache Belohnung Lust, in's Wasser zu tauchen und ihn zu holen?“

Doch diese Frage war vergebens; Keiner meldete sich dazu, da Jeder über das Gefährliche dieses Unternehmens schon seit seiner Kindheit allerlei grauenerregende Geschichten gehört hatte.

Wie nun Roderick stumm da stand und nicht wußte, was er beginnen sollte, trat ein armer Mann zu ihm und fragte, ob sich sein Anerbieten auch auf ihn erstrecke.

„Gewiß, Paddeen!“ erwiderte Roderick.

Darauf zog jener seinen Rock aus und sprang beherzt in den See. Er tauchte immer tiefer und tiefer und es schien ihm, als sei gar kein Boden da. Endlich erblickte er unten ein Licht und als er dasselbe erreicht hatte, befand er sich auf einmal in einer wunderschönen Gegend, in der die früher Ertrunkenen munter einhergingen und sich allerlei Beschäftigungen machten. Paddeen sprach jedoch zu Keinem, trotzdem er die Meisten davon kannte, sondern ging einem großen Schlosse zu, in dem er sich wegen des Ringes erkundigen wollte. Als er in die Thüre trat, kam eine Frau, die so dick war, daß sie einem zweibeinigen Bierfasse glich, auf ihn zu und wünschte ihm „guten Morgen“.

„Guten Morgen!“ erwiderte Paddeen.

„Was willst du hier?“

„Roderick Keating's goldenen Ring!“

„Hier hast du ihn.“

„Ich danke dir. Kannst du mir nicht sagen, ob ich denselben Weg wieder zurück muß, den ich gekommen bin?“

„Bist du denn nicht gekommen, mich zu heiraten?“

„Warte noch ein wenig, lieber Schatz, ich will erst den Ring zurückbringen, damit ich meine Bezahlung erhalte.“

„Wenn du mich heiratest, brauchst du dich um solche Kleinigkeiten nicht zu bekümmern; hier ist alles in Hülle und Fülle, was du brauchst.“

Doch Paddeen that, als höre er es nicht, und marschirte rüstig weiter; denn er hatte nicht die geringste Lust, ein so unverschämt fettes Frauenzimmer zu heiraten.

Als er oben wieder glücklich angekommen, erhielt er fünf Guineen zur Belohnung und das war mehr, als er in seinem Leben jemals besessen hatte. Zurück aber ging er nicht mehr: denn, dachte er, wenn das fette Weib mit aller Gewalt einen Mann haben will, und so reich ist, wie sie vorgab, so kann sie sich ja unten leicht einen auswählen

35.

Die Nixe von Gollerus.

Eines schönen Sommermorgens stand Dick Fitzgerald am Hafen von Smerwick und rauchte behaglich sein Pfeifchen.

„Diesen Morgen sollte sich ein jeder folgende zum Muster nehmen," sprach er leise zu sich selber. Daß er keine Gesellschaft hatte, schien ihm übrigens nicht recht zu sein; denn er fuhr fort: „Was ist eigentlich der Mensch in der weiten Welt ohne Frau? Eine Flasche ohne einen Tropfen darin, ein Tanz ohne Musik, ein Angel ohne Haken, ein Messer ohne Stiel — kurzum, er ist nur ein halber Mensch!"

Währenddem er nun nachdachte, wie er selber diesem Bedürfnisse abhelfen könne, fielen seine Augen auf eine fremd aussehende Jungfrau, die am Fuße eines Felsens saß und ihr grasgrünes Haar kämmte. Neben ihr lag die Cohuleen Driuth oder die kleine Zaubermütze, wie sie gewöhnlich die Wassernixen gebrauchen. Da Dick sehr wohl wußte, daß er mit dem Besitze jener Mütze auch zugleich die schöne Jungfrau in seine Gewalt bekam, so schlich er sich leise herbei und nahm sie unbemerkt weg und das Mädchen sah ihn erst, nachdem es zu spät war.

Sie weinte bitterlich, aber Dick ließ sich durch nichts bewegen, sein werthvolles Pfand wieder herauszugeben.

„Weine nicht," sprach er mitleidig und setzte sich an ihre Seite und legte ihre Hand in die seinige, um sie zu trösten.

„Wie heißt du, mein Schatz?" fragte er nach einer Weile, aber sie gab ihm keine Antwort und es schien, als könne sie gar nicht sprechen.

Darauf legte er ihre Hand an sein Herz und seufzte.

„Mensch," sprach sie, „willst du mich essen?"

„Nicht für alle Unterröcke und Schürzen in ganz Irland," rief Dick freudig aus, „lieber würde ich mich selber aufessen!"

„Aber, was willst du, Mensch, wenn du mich nicht issest, eigentlich mit mir thun?"

„Lieber Fisch, ich will dich vor der ganzen Welt zur Frau Fitzgerald machen!"

„Das brauchst du nicht zweimal zu sagen; ich gehe mit dir, sobald ich mein Haar geflochten habe."

Als sie damit fertig war, steckte sie den Kamm in die Tasche und flüsterte dem Wasser einige Worte zu.

„Sprichst du, Schatz, mit dem Wasser?"

„Ich sagte ihm nur, es solle meinem Vater mittheilen, daß er mich nicht zurückerwartet."

„Wer ist denn dein Vater, mein lieber Schatz?"

„Was? du kennst meinen Vater nicht! Er ist ja der König der Wellen!"

„Dann bist du ja eine Prinzessin! Also dein Vater ist der Wasserkönig; ihm gehört wohl auch das viele Geld auf dem Meeresgrund?"

„Was ist Geld?"

„Ein sehr nützliches Ding. Die Fische verstehen dich vielleicht und bringen dir, was du haben willst?"

„Gewiß."

„Das ist sehr schön. Ich habe leider nur ein Strohbett zu Hause und das paßt doch nicht für eine Königstochter; ein schönes weiches Federbett mit ein paar warmen wollenen Decken — doch was spreche ich doch eigentlich — du hast wohl nie da unten im Wasser erfahren, was ein Bett ist?"

„O, ich habe allein vierzehn Betten, Austerbetten nämlich!"

„Doch ich sprach von einem Federbette —"

Dick endete seinen Satz nicht; Bett oder keins, Geld oder keins, dachte er, ich heirate die schöne Wasserjungfrau, und ging gleich mit ihr zum Priester.

„Was fällt dir ein," sprach dieser, „du wirst doch keinen Fisch heiraten wollen? Sieh' doch einmal die Schwimmhaut zwischen ihren Fingern und die Schuppen auf ihrem Nacken an!"

„Ich bitte euch, Hochehrwürden," erwiderte Dick, „sie ist die Tochter eines Königs und da nimmt man es nicht so genau!"

„Und wenn sie die Tochter von fünfzig Königen wäre — ein Mensch kann doch keinen Fisch heiraten!"

„Sie ist so sanft und schön wie der Mond!"

„Und wenn sie so schön wie die Sonne sammt allen Sternen ist, — ich sage dir, es geht nicht!"

„Aber sie besitzt alles Gold unten auf dem Meeresgrund und ich kann für mein gutes Geld schon leicht einen andern Priester finden, der mich mit ihr traut!"

„Das ändert die Sache natürlich ganz bedeutend; aber warum hast du denn dies nicht gleich gesagt? Du mußt sie unbedingt heiraten und wenn sie hundertmal ein Fisch wäre. Geld darf man bei diesen schlechten Zeiten nicht ausschlagen!"

Darauf fand die Trauung statt und Dick ging alsdann mit seiner jungen Frau nach Hause. Es war ein Vergnügen zuzusehen, wie geschickt sie sich bei den häuslichen Arbeiten anstellte und wie fleißig sie beständig war; daß Dick daher ein sehr glückliches Leben mit ihr führte, versteht sich wohl von selbst. Dick wäre sicherlich sein ganzes Leben glücklich geblieben, wenn er die Cohuleen Driuth sorgfältig verwahrt hätte. Aber zuletzt dachte er vor lauter Glück gar nicht mehr daran und so kam es dann, daß, als er eines Tages auf den Markt gegangen war, seine Frau sie beim Stubenkehren in einer Ecke fand. Sie hob sie auf und dachte über die vielen glücklichen Stunden nach, die sie unten im Wasser verlebt hatte und sehnte sich nach ihren Eltern und Gespielinnen zurück.

„Doch, was wird Dick sagen, wenn er zurückkommt und seine Kinder ohne Mutter findet?" sprach sie zu sich. „Nun, er wird mich ja nicht auf immer verlieren, denn ich werde bald wieder zu ihm zurückkehren." Darnach küßte sie ihr jüngstes Kind in der Wiege und bat ihre älteste Tochter, ja recht Acht auf es zu geben, bis sie wiederkomme.

Dann ging sie hinab an den Strand. Das Meer war still und ruhig und die helle Sonne spiegelte sich darin. Ihre schönen Jugendjahre zogen noch einmal an ihrem Geiste vorüber, dann setzte sie ihre Mütze auf und verschwand im Wasser. Als sie das Wasser

berührte, vergaß sie Alles, was sie auf dem Lande erlebt hatte und kam daher auch nie wieder.

Dick ging tagtäglich mit seinen Kindern an den Strand und rief nach ihr, aber vergebens. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie ihr Vater gegen ihren Willen mit Gewalt zurückbehalte; denn daß sie ihn und die Kleinen jemals vergessen konnte, war ihm nicht denkbar.

36.

Die Wundermelodie.

Maurice Connor war der tüchtigste Flötenspieler in ganz Münster. Es gab kein Lied, das er nicht kannte und was das merkwürdigste war, er konnte einen Tanz spielen, der Alles um ihn auf die Füße brachte und im Takte mithüpfen machte. Nie wurde eine Hochzeit oder Kindstaufe gefeiert, bei der er nicht eingeladen war, und da er blind war, so führte ihn seine alte Mutter gewöhnlich hin.

So war er auch eines Tags an den Strand von Trafaska gekommen, um den jungen Leuten zum Tanze aufzuspielen. Er spielte herrlich und Alle sagten, nie eine lieblichere und fröhlichere Musik gehört zu haben. Da fragte ihn Einer, ob er auch etwas trinken wolle.

„Gewiß,“ erwiderte er.

„Was willst du trinken?“

„Das kommt mir so genau nicht darauf an, wenn es nur kein Wasser ist.“

„Ich habe aber kein Glas bei der Hand; hier ist die Flasche!“

„Das macht nichts, mein Mund hält gerade ein Glas voll; ich habe es schon oft genug probirt.“

Maurice setzte an und reichte dem freundlichen Paddy die leere Flasche zurück mit dem Bemerken, daß er selten solchen guten Schnaps getrunken habe.

So kam es dann, daß Maurice allmälig in eine andere Stimmung kam und seine berühmte Zaubermelodie spielte. Augenblicklich fingen Alle um ihn zu tanzen an und er blieb selber nicht ruhig dabei. Seine Mutter sprang herum wie ein achtzehnjähriges Mäd-

chen und die Fische hüpften aus dem Wasser. Ja, mit der Zeit kamen sogar die Krebse und andere Seethiere an's Land und nahmen an dem allgemeinen Tanze Theil. Maurice blies immer zu und hüpfte dabei so hoch wie er konnte. Da hörte er nun auf einmal eine Mädchenstimme zu ihm singen:

„Ich wohne tief im Wasser,
Ein Königskind bin ich,
Komm' mit mir, Maurice Connor,
Und nimm zum Weibe mich.

Nimm mich zur Frau, du wirst dann
Der Fische König sein;
Und Schätze von Gold und Silber
Die nennest du dann dein!“

Maurice erwiderte:

„Ich bin dir sehr verbunden,
Hab' Gold und Silber gern,
Auch möcht' ich einmal spielen
Den königlichen Herrn.

Auch deines Vaters Tochter
Ist mir sehr angenehm,
Jedoch das salz'ge Wasser
War mir stets unbequem!“

Doch die schöne Jungfrau ließ sich nicht abschrecken und gab ihm beständig die besten Worte, doch mit ihr zu gehen.

Maurice's Mutter wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. „Um Gotteswillen,“ rief sie aus, „er wird doch wohl dieses schuppige Frauenzimmer nicht heiraten wollen! Das ist ja gegen alle Natur. Und wenn ich dann eines Tages Großmutter werden sollte, wie leicht könnte es da geschehen, daß ich meinen Enkel aufäße. Maurice, bleib' bei deiner alten Mutter, die dich in der christlichen Religion erzogen hat!“

Aber Maurice schien taub geworden zu sein, denn er tanzte und spielte immer zu und ließ sich's in der Gesellschaft der schönen Seejungfrau recht wohl sein.

„Mutter,“ sagte er endlich, „ich werde jetzt zum Fischkönig und gehe mit dem lieblichen Mädchen und zum Zeichen, daß ich lebe, werde ich dir jedes Jahr ein brennendes Stück Holz nach Trafaska

schicken!" Darnach hüllte ihn die Nixe in ihren großen Mantel und eine Welle kam und nahm sie Beide mit.

Maurice hielt Wort. Er schickte jedes Jahr unter großen Schwierigkeiten einen brennenden Balken nach Trafaska; ein Paar neue Schuhe wären allerdings ein passenderes Geschenk für seine Mutter gewesen, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

Doch die arme Frau erlebte die Ankunft des ersten brennenden Balkens nicht; denn schon drei Monate, nachdem sie ihren Sohn verloren hatte, umschloß sie das Grab.

37.

Donaghadee.

Donogha lebte mit seiner Frau Vauria im alten Königreiche Kerry.

Er war ein fauler Gesell und sie konnte ihre Zunge nicht recht im Zaume halten, und so kam es denn, daß es ihnen stets an Nahrungsmitteln fehlte, wohingegen sie des Zankes und Streites mehr als genug hatten.

Nun saß Donogha einst an einem Sommertage vor der Hausthüre und rauchte ruhig und gelassen sein Pfeifchen.

„Faulpelz," herrschte ihn seine Frau an, „es wird dir doch hoffentlich nicht zu viel sein, in den Wald zu gehen und ein Bündel Holz zu holen, da ich kein Reis mehr zu Hause habe!"

Gemüthlich schritt er also nach dem Walde und brauchte ungefähr dreimal mehr Zeit als ein Anderer, um sich ein leichtes Bündel Reisig zusammenzulesen. Darnach setzte er sich darauf und klagte über seine Armuth und sein zanksüchtiges Weib. Da kam dann ein fremder Mann zu ihm und sagte, er wolle ihm zwei Wünsche gewähren, doch solle er sich dieselben vorher erst reiflich überlegen, wenn er sein Glück nicht verscherzen wolle.

Donogha dankte ihm, nahm sein Bündel auf den Rücken und trabte langsam seiner Wohnung zu. Mit jedem Schritte ward seine Last schwerer und als er zuletzt nicht mehr weiter konnte, warf er

sie mürrisch hin und rief: „Ich wünsche, der Teufel müßte das Holz und mich dazu nach Hause schleppen!"

Augenblicklich hob er sich nebst dem Bündel von einer unsichtbaren Macht getragen in die Höhe und nach wenigen Minuten stand er wohlbehalten vor seiner Thüre.

„Was soll das heißen, lieber Donogha?" fragte ihn seine Frau, welche aus Furcht auf einmal höflich geworden war.

Er erzählte ihr darauf, was vorgefallen war, und daß er noch einen Wunsch übrig habe.

„Hättest du doch das Holz im Leibe!" schrie seine Frau darauf, „wahrlich, wer so sein Glück verscherzt, der verdient nichts Besseres!"

„Es ist gut, daß ich es nicht gesagt habe," erwiderte der ruheliebende Ehemann. Aber diese Ruhe brachte sie nur noch mehr auf und sie schimpfte so furchtbar an einem Stücke zu, daß ihm endlich die Geduld ausging und er in seinem Zorne ausrief: „Schreckliche Schlange, ich wünsche, wir wären so weit von einander wie Irland lang ist!"

Gleich darauf befand sie sich mit dem Häuschen in Teagh na Vauria (Maria's Haus) am Ende von Kerry und er stand an dem Platze, der seit jener Zeit Donaghadee genannt wird.

38.

Der geborgte See.

Ein junger Häuptling machte einst der Tochter eines angesehenen Fürsten in Westmeath den Hof; diese aber war sehr stolz und sagte ihm, sie würde ihn nicht eher heiraten, als bis er einen schönen See vor seinem Schlosse habe. Dies war natürlich eine unangenehme Antwort.

Die Umgebung seines Schlosses war zwar ein Thal und daher für einen See sehr günstig, aber woher sollte das Wasser kommen? Auch wäre der heiratslustige Jüngling ein Greis geworden, bis die nöthigen Dämme fertig gewesen wären.

Tief betrübt ging er nach Hause und erzählte es seiner Mutter.

„Reiß' dir die Haare nicht aus," sagte sie, „bis morgen werde ich schon Rath schaffen."

Und sie hielt auch Wort. Sie verstand sich nämlich auf allerlei Zauberkünste und ritt noch an demselben Abende auf einem Besenstiele zu einer bekannten Hexe, die auf dem westlichen Ufer des Shannon in der Nähe eines wunderschönen See's wohnte. Sie wurde freundlich aufgenommen und nachdem Beide gut gegessen und getrunken hatten, sagte sie ihr die wahre Ursache ihres Besuches und fragte sie, ob sie ihr nicht bis auf Montag — nach der Ewigkeit, murmelte sie leise dazu — ihren See leihen wolle.

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte Jene, „vergiß aber nicht, ihn zur rechten Zeit wieder zu bringen."

Darauf nahm sie ihn in ihren Mantel und fuhr wieder nach Hause in das Leinster-Thal. Dort schüttete sie den See aus und nahm die Leute, die aus ihren Wohnhäusern im Thale vertrieben wurden, gastfreundlich in ihr Schloß auf.

Auf diese Weise wurde die stolze Jungfrau gewonnen.

Die angeführte Hexe wartete von Montag auf Montag vergebens auf ihren See und als ihr endlich die Zeit doch ein wenig zu lange wurde, eilte sie zu ihrer schlauen Kollegin, wo sie mit den schmeichelhaftesten Komplimenten empfangen wurde.

„Ich habe weder Lust noch Zeit, dein dummes Geschwätz anzuhören," erwiderte sie; „ein Montag nach dem andern ist vergangen, ohne daß ich meinen See zurückerhalten habe. Vor meiner Hütte ist nichts als ein häßlicher Morast mit verfaulten Fischen darin; gib mir meinen See wieder!"

„Dein Aerger scheint dich des Gedächtnisses beraubt zu haben," sagte das schlaue Weib; „du solltest doch noch recht gut wissen, daß du mir deinen See bis auf den Montag nach der Ewigkeit geborgt hast."

Die Wuth der Betrogenen war grenzenlos; aber sie mußte sich in ihr Schicksal fügen und mit leeren Händen abziehen.

Der Loch Owel bildet seit jener Zeit die Hauptzierde von Meath.



39.

Königliche Lehren.

Als der Häuptling Bonna Dearriga auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Sohn Illan, der seiner braunen Haare wegen gewöhnlich Donn genannt wurde, zu sich rufen und gab ihm folgende Lehren:

„Bring' nie ein Thier vom Markte zurück, wenn dir ein anständiger Preis dafür geboten wird.“

„Ziehe nie schlechte Kleider an, wenn du bei einem Freunde um Unterstützung nachsuchst.“

„Heirate nie ein Mädchen, dessen Familie du nicht genau kennst.“

Nachdem er gestorben war, nahm sich Donn vor, diese Aussprüche einer Prüfung zu unterwerfen. Er ritt also erst auf den Markt und bot sein Pferd für zwanzig Pfund Sterling zum Verkaufe aus. Da ihm jedoch nur neunzehn geboten wurden, so nahm er es wieder mit. Unterwegs überraschte ihn die Nacht und sein Pferd stürzte und beschädigte sich so sehr, daß er es todtstechen mußte. Dann schnitt er ihm die beiden Vorderfüße ab und trug sie nach Hause.

Am nächsten Tage ging er abermals auf den Markt und machte die Bekanntschaft des reichen Oriel nebst seiner Tochter. Beide fanden so großen Gefallen an ihm, daß sie ihn auf den nächsten Tag in ihr Schloß einluden. Er nahm die Einladung an, und als er einige Tage dort war und mehrere Mondscheinspaziergänge mit dem jungen Fräulein gemacht hatte, glänzte der Verlobungsring an seinem Finger. Da kam nun eines Tages ein Diener in sein Zimmer und sagte:

„Lieber Herr, du stürzest dich in's Unglück, denn deine Braut ist deiner unwürdig. Der bucklige Harfenspieler Fergus Rua bringt jede Nacht bei ihr zu und wenn du dich davon überzeugen willst, dann verstecke dich nur einmal in der Nähe ihres Schlafzimmers!“

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, hatte Donn das Schloß Oriel's längst hinter sich.

Nun wollte er die Richtigkeit der dritten Regel erproben und machte sich auf den Weg zu seiner verheirateten Schwester, die zehn Meilen von ihm wohnte. Vor ihrer Wohnung tauschte er mit einem Bettler die Kleider und sagte dem Thürsteher, er wolle seine Schwester sprechen.

„Wer ist deine Schwester?“ fragte dieser barsch.

„Deine Herrin!“

Der Diener lachte ihn aus, doch Donn gab ihm dafür eine solche derbe Ohrfeige, daß er in eine Ecke flog.

„Was geht hier vor?“ rief die Frau des Hauses, die den Lärm gehört hatte.

„Ich habe nur diesem unverschämten Bengel den nöthigen Respekt beigebracht,“ erwiderte Donn.

„Aber um Gotteswillen, wie siehst du aus?“

„Als ich kürzlich auf mehrere Tage auf der Jagd war, wurde mein Haus von Räubern überfallen und gänzlich ausgeplündert. Ich habe gar nichts mehr und wenn du mir nicht hilfst, so weiß ich nicht mehr, was ich thun soll!“

„Armer Illan!“ seufzte sie, „viel kann ich nicht für dich thun; doch werde ich dir etwas zu essen und zu trinken hierher schicken, da du dich in diesen Lumpen doch nicht im Saale sehen lassen kannst!“

Darauf ging sie fort und bald darnach kam ein Diener mit einer Kanne Bier. Donn reichte Beides dem Bettler, ließ sich dann die Kanne und seine Kleider wieder zurückgeben und ging nach Hause.

Nach einer Woche schrieb er seinem Schwiegervater, daß er wegen wichtiger Angelegenheiten gezwungen gewesen sei, ihn ohne Abschied zu verlassen; doch habe er jetzt alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen und er hoffe, er werde sich mit seiner Tochter gleich einfinden. Dies that Jener denn auch und als alle Hochzeitsgäste, darunter auch seine hartherzige Schwester mit ihrem Gemahle, versammelt waren und tüchtig gegessen und getrunken hatten, erhob sich Donn von seinem Sitze und sprach:

„Freunde und Verwandte! Ich fühle mich genöthigt, euch einige meiner Fehler mitzutheilen in der Hoffnung, daß ihr dadurch klüger werdet. Mein sterbender Vater sagte mir, ich sollte stets mein Vieh verkaufen, wenn mir ein anständiger Preis dafür geboten würde. Ich gehorchte ihm leider nicht, als ich mein Pferd auf den Markt brachte, und Alles, was ich noch davon habe, sind die beiden Beine, die dort an der Wand hängen. Dann sagte er mir, ich solle nie in zerrissenen Kleidern bei Jemandem um Unterstützung nachsuchen. Ich vertauschte nun meinen Anzug mit dem eines Bettlers und Alles, was ich von meiner hier anwesenden mitleidigen Schwester erhielt,

ist diese alte Kanne, die neben den Pferdefüßen hängt. Darnach verlobte ich mich gegen den Rath meines Vaters mit einer Dame, die ich nicht genügend kannte und diese sagte mir später, ich solle mich mit den Krücken ihres lahmen und buckligen Liebhabers begnügen. Ich habe sie ebenfalls an die Wand gehängt. Dies ist Alles, was ich heute Abend zu sagen habe; gute Nacht!"

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, war kein Fremder mehr in Donn's Schloß. Donn heiratete darnach die Tochter seines Nachbars, mit der er zusammen aufgewachsen war, und je länger sie miteinander lebten, desto glücklicher wurden sie.

40.

Goban Saor oder Der kluge Baumeister.

Der König von Münster wollte sich einst ein großes Schloß bauen lassen und sandte deswegen seinen Sohn an Goban Saor, der als geschickter Baumeister weit und breit bekannt war. Dieser versprach auch, die Arbeit zu übernehmen; da er jedoch sehr gut wußte, daß frühere irländische Fürsten ihre Arbeiter umbringen ließen, damit sie späterhin keinen zweiten ähnlichen Palast bauen könnten, so nahm er zur Vorsorge seinen Sohn mit und gab seiner Frau beim Abschiede die nöthigen Winke.

In der ersten Nacht, die sie auf der Reise zubrachten, schliefen sie in dem Hause eines reichen Bauern, der zwei junge, schöne Töchter hatte. Die älteste hatte schwarzes Haar und war sehr fleißig; die andere hatte blondes Haar und saß lieber ruhig am Feuer und ließ sich Geschichten erzählen.

„Wenn ich meine Jugend zurückwünsche," sprach Goban zu ihnen, „so ist es nur, weil ich dann eine von euch heiraten würde. Da aber dies nicht möglich ist, so will ich euch wenigstens ein paar gute Lehren geben, die euch von großem Nutzen sein können. Habt stets den Kopf einer alten Frau in eurer Nähe und wärmt euch morgens mit eurer Arbeit und tragt, ehe ich wieder zu euch komme, die Haut eines frischgeschlachteten Schafes auf den Markt und bringt den Preis dafür nebst der Haut nach Hause."

Am nächsten Morgen reisten sie weiter und kamen an den Hof des Königs von Münster. Augenblicklich ließ dieser alle Zimmerleute, Schreiner und Maurer seines ganzen Landes kommen und Goban erbaute mit ihnen ein stolzes Schloß.

Als dasselbe bis auf die Spitze des Thurmes fertig war, sagte ihm ein Arbeiter, er möge sich vorsehen, denn das Gerüste sei auf den Befehl des Königs so gebaut worden, daß es zusammenstürze, wenn es Jemand betrete. Darauf ging Goban zum Könige und sprach: „Das Schloß ist bis auf die Thurmspitze fertig, aber ohne ein besonderes Werkzeug, das ich leider zu Hause gelassen habe, ist es mir nicht möglich, dieselbe so fest zu machen, daß sie Wind und Wetter trotzen kann. Wenn du mich nun nicht selber hingehen lassen willst, so schicke deinen Sohn, denn meine Frau würde es keinem Andern anvertrauen!"

Da der König Goban nicht aus den Augen lassen wollte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als den jungen Prinzen mit zwei Begleitern abzuschicken. Nach einer Woche kehrten Letztere wieder zurück und sagten, der Prinz sei gesund und munter und habe Alles, was er sich wünschen könne, aber Goban's Frau wolle ihn nicht eher aus dem Hause lassen, bis ihr Mann zurückgekehrt sei.

Da war nun guter Rath theuer; aber dem König war der Prinz doch lieber als sein Palast und er ließ daher Goban nebst seinem Sohne unbelästigt abziehen.

Als diese auf der Heimreise waren, übernachteten sie wieder in dem bekannten Bauernhause. „Meine Tochter," fragte Goban das blondhaarige Mädchen, „hast du nach meinem Rathe gehandelt?"

„Gewiß!" erwiderte sie, „und es ist mir schlecht genug bekommen. Ich ging auf den Kirchhof und holte mir den Schädel einer alten Frau und hing ihn an die Wand. Darüber ward ich nun von Jedermann dermaßen ausgelacht, daß ich ihn, um Ruhe zu haben, wieder wegnahm."

„Und wie hast du dich morgens mit deiner Arbeit erwärmt?"

„Ich mußte Flachs spinnen und da es kalt war, warf ich einen Theil desselben in's Feuer, wofür ich von meiner Mutter eine tüchtige Tracht Prügel bekam!"

„Und wie ging's mit der Schafshaut?"

„Damit ging es mir noch schlechter. Als ich damit auf dem

Markte stand und sie nur unter der Bedingung verkaufen wollte, daß ich sie nebst dem Preise dafür wieder nach Hause nehmen dürfe, ward ich ausgelacht und ein junger Taugenichts sagte, ich solle mit ihm in das nächste Wäldchen gehen, wo er mit mir schon Handels einig werde."

„Und wie ist es dir, Ceann Dhu (Schwarzkopf) ergangen?"

„Nun, eine alte Frau saß stets an unserem Herde und wenn ich morgens fleißig arbeitete, war ich auch warm. Die Schafshaut trug ich auf den Markt und verkaufte nur die Wolle daran!"

„Herr und Frau des Hauses," sprach Goban hocherfreut, „gebt meinem Sohne diese Tochter zur Frau, und wenn er sich jemals einfallen läßt, sie schief anzusehen, so schlage ich ihn lederweich!"

Am nächsten Tage ward die Hochzeit gefeiert und als der Prinz auf seinem Heimwege in dem Bauernhause einkehrte, fand er, daß noch mancher zarte Bissen für ihn übrig geblieben war.

41.

Hans der Herr und Hans der Knecht.

Es war einmal ein armes Ehepaar, das hatte drei Söhne, und der jüngste davon hieß Hans. Als diese eines Tages auf dem Felde waren und Kartoffeln einsammelten, warf der Aelteste seinen Karst weg und rief: „Was habe ich von diesem elenden Leben? Ich gehe fort in die weite Welt; vielleicht finde ich anderswo mein Glück!"

„Bruder, ich gehe mit!" sagte darauf der Zweite freudig; der Jüngste aber meinte, sie sollten doch erst ihren Eltern einen Sack voll Kartoffeln bringen, dann wolle er auch mitgehen.

Dies thaten sie dann auch und nachdem sich Jeder drei Guineen in die Tasche gesteckt hatte, nahmen sie Abschied und versprachen nach einem Jahre und einem Tage wieder zurückzukommen.

In der ersten Nacht hatten sie kein besseres Lager, als eine trockene Grube auf dem Kirchhofe; ehe sich jedoch der Jüngste hineinlegte, wollte er sich erst einmal die schönen Grabsteine ansehen und stolperte dabei über einen Sarg. „Der arme Mensch," seufzte er still bei sich, „hat

sicherlich keinen Freund gehabt, der ihn beerdigte," und darauf zog er seinen Rock aus und fing an, ihm ein Grab zu schaufeln.

Als er kurze Zeit gearbeitet hatte, kam auf einmal ein wild aussehender Riese auf ihn zu und sprach: „Was machst du hier? Dieser Todte schuldet mir eine Guinee und ich lasse ihn nicht eher beerdigen, bis sie bezahlt ist."

„Hier ist deine Guinee," erwiderte Hans; „verlasse aber auch dafür den Kirchhof."

Der Riese that so und Hans arbeitete weiter. Ungestört aber blieb er nicht, denn kaum hatte er wieder einige Schaufeln Erde aufgeworfen, als ein noch viel schrecklicherer Riese mit zwei Köpfen auf ihn zukam und die Geschichte des ersten wiederholte. Hans gab ihm seine zweite Guinee und der Riese ließ ihn dann in Ruhe. Doch kurz darnach erschien ein dritter mit drei Köpfen und beraubte den armen Hans um sein letztes Goldstück und dann erst konnte dieser sein angefangenes Liebeswerk ungestört beenden. Darnach legte er sich zu seinen Brüdern und schlief, bis ihm die Sonne in's Gesicht schien und ihn aufweckte. Nun erzählte er ihnen, wie er um alles Geld gekommen sei, aber Keiner war so gutmüthig, ihm auch nur einen einzigen Penny anzubieten.

Als sie an den nächsten Kreuzweg kamen, trennten sie sich und Jeder ging seinen eigenen Weg. Hans, der von der schweren Arbeit der letzten Nacht noch etwas müde war, setzte sich neben die Straße und knusperte an einem Stück Brod. Kaum hatte er jedoch den ersten Bissen hinuntergeschluckt, so kam ein Bettler zu ihm und bat ihn um Gotteswillen, ihm doch etwas zu geben.

„Ich habe weder Kupfer, Silber, noch Gold," erwiderte Hans, „wenn du aber mein Brod mit mir theilen willst, so bist du freundlichst dazu eingeladen." Der Bettler ließ sich dies nicht zweimal sagen, setzte sich neben Hans und aß.

„Wo gehst du hin?" fragte er darauf.

„Das weiß ich selber nicht; ich will mein Glück suchen!"

„Dann geh' ich mit dir; ich werde dein Knecht sein!"

„Mein lieber Mann," antwortete Hans lächelnd, „ich bin arm und brauche keinen Knecht; ich bin ja selber auf dem Wege, mich irgendwo zu verdingen!"

„Laß das nur gut sein. Du hast in der vergangenen Nacht

meinen Bruder begraben; sein Geist ist mir darauf erschienen und hat mir befohlen, ein Jahr dein Diener zu sein. Du bist also Hans der Herr und ich Hans der Knecht."

„Meinetwegen."

Darauf marschirten sie weiter und kamen nach Sonnenuntergang in einen großen Wald, in dem ein prächtiges Schloß stand.

„Hier," sagte Hans der Knecht, „wohnt der einköpfige Riese, der meinen armen Bruder nicht begraben lassen wollte." Darnach klopfte er an die Thüre.

„Was wollt ihr?" rief der Riese.

„Wir wollen dich retten. Der König hat hunderttausend Mann ausgeschickt, um dich wegen deiner Räubereien zu fangen. Da du mir meinen Bruder begraben ließest, so bin ich zu deinem Beistande herbeigeeilt."

„Aber was soll ich thun?"

„Hast du kein sicheres Versteck?"

„Ich habe eine sieben Meilen lange Höhle, deren Eingang sich in der Scheune befindet."

„Das ist hinreichend. Laß den Soldaten ein gutes Abendessen zurück und verstecke dich in der Höhle; komme aber nicht eher heraus, bis ich dich rufe!

Der Riese that, wie ihm gerathen worden und die Beiden schlossen die Thüre hinter ihm. Dann aßen und tranken sie sich satt und Hans der Knecht ließ alle Kühe und Ochsen des Riesen aus den Ställen und jagte sie unter furchtbarem Lärm über die Fallthüre der geheimen Höhle. Dann öffnete er sie und rief: „Bist du noch da?"

„Ja wohl," antwortete der Riese, der sich etwa zwei Meilen von der Oeffnung befand.

„Hast du dich gefürchtet?"

„Ob ich mich gefürchtet habe! Sind sie fort?"

„Noch nicht! Sie wollen erst dein scharfes Schwert haben!"

„Das muß ich für mich behalten!"

„Dann mache, daß du an das Ende der Höhle kommst, wenn du deinen Kopf noch eine Stunde länger behalten willst!"

„Das ist ein schlechter Trost; gib es ihnen, es liegt unter meinem Bette!"

„Wenn sie fort sind, werde ich dir ein Zeichen geben."

Darauf legten sich die Beiden in das Bett, das lang und breit genug für sie war, und schliefen ruhig bis zum andern Morgen, wonach sie dem Riesen das verabredete Zeichen gaben und fortgingen.

Die nächste Nacht brachten sie im Schlosse des zweiköpfigen Riesen zu und beraubten ihn in ähnlicher Weise seines unsichtbar machenden Mantels. In der dritten Nacht führten sie dem dreiköpfigen Riesen seine Siebenmeilen-Stiefel aus und am vierten Abende standen sie vor dem Palaste des Königs.

„Dieser König," sprach Hans der Knecht, „hat eine Tochter, die so stolz ist, daß sie jeden Bewerber abweist, ihm dann den Kopf abschlagen und diesen auf die eisernen Thürstangen stecken läßt. Sogar den König von Marocco wies sie schnöde ab, worüber sich dieser so sehr ärgerte, daß er sich in sein Schwert stürzte. Doch der Teufel hauchte ihm später wieder neues Leben ein und bot ihm seinen Beistand an, um die stolze Prinzessin zu bestrafen. Er wohnt auf dem andern Flußufer in einem Palaste und hat solche Macht über die Prinzessin erlangt, daß sie ihn heiraten muß, sobald zwölf Köpfe auf der Thüre stecken. Einige sagen auch, es sei der Teufel selber, der nur die Gestalt des Königs von Marocco angenommen habe. Jeder, der sich um die Jungfrau bewirbt, hat drei Dinge zu thun, und wenn er es nicht kann, so wird ihm der Kopf abgeschlagen und auf eine Thürstange gesteckt. Elf stecken bereits dort und jetzt ist an dir die Reihe, dein Glück zu versuchen. Gott ist stärker als der Teufel!"

Darauf klopften sie an.

„Was wollt ihr?" fragte der Thürhüter.

„Ich will um die Prinzessin werben," erwiderte Hans der Herr.

„Siehst du die Köpfe dort?"

„Wozu diese Frage?"

„Ehe du eine Woche älter bist, wird sich der deinige auch in ihrer Gesellschaft befinden."

„Da muß ich mich vorsehen."

„Gut; kommt nur herein. Gott stehe euch Narren bei!"

Nun gingen sie in den Palast, wo der König auf dem Throne saß und die Prinzessin auf einem goldenen Stuhle neben ihm ruhte. „Ich glaube," sagte der König, „eure Losung heißt Tod oder meine Tochter."

„Gewiß, mein Herr!" erwiderte Hans der Herr.

„Ich weiß nicht," fuhr der König fort, „ob ich lachen oder weinen soll; denn wenn du die drei Aufgaben nicht lösen kannst, so muß meine Tochter den schrecklichen König von Marocco heiraten. Ich werde diese Nacht ihre Scheere in deinem Schlafzimmer lassen und wenn sie am nächsten Morgen noch da ist, so behältst du deinen Kopf einen Tag länger. Am zweiten Tage mußt du mit dem König von Marocco um die Wette laufen, und wenn du gewinnst, so hast du abermals dein Leben um einen Tag verlängert. Am dritten Tage mußt du entweder seinen oder deinen Kopf bringen."

Darauf ließ er ihnen ein gutes Abendessen vorsetzen und führte sie in das Schlafzimmer und legte die Scheere auf den Tisch.

„Lege dich nur ruhig schlafen," sagte Hans der Knecht zu seinem Gefährten; „ich hänge mir den unsichtbarmachenden Mantel um und werde schon Acht geben, daß du die Scheere am andern Morgen noch findest."

Aber er konnte nicht schlafen und sah beständig auf die Scheere. Doch als es Zwölf schlug, verschwand sie plötzlich vor seinen Augen. Er sah da- und dorthin — doch die Scheere war fort. „Wo bist du, Hans?" fragte er dann, aber er erhielt keine Antwort. „Ob ich nun wache oder schlafe, wird wohl eins sein," sagte er tiefbeklommen und schlief ein.

Als die Uhr Zwölf schlug, sah Hans der Knecht in seinem unsichtbarmachenden Mantel, wie sich die Mauer öffnete und die Prinzessin hereinkam und die Scheere wegnahm. Dann ging sie, gefolgt von zehn Kammermädchen, hinunter an den Fluß und stieg in ein Boot. „Ich bin darin," sagte sie; „ich ebenfalls," sprach das erste Mädchen und so sprachen alle, als sie sich im Boote niederließen. „Ich bin auch da!" sprach Hans und die Mädchen sahen sich verwundert um, erblickten aber Niemand an der Stelle, woher die Stimme kam. Dann fuhren sie hinüber in den Palast des Königs von Marocco, tranken und sangen und tanzten, daß das ganze Haus erbebte. Die Prinzessin gab ihm die Scheere und sagte: „Hebe sie auf oder nicht; ganz wie du willst!"

„Ob ich sie aufheben werde!" erwiderte der König, öffnete das Kästchen und legte sie hinein. Doch ehe er es verschloß, nahm sie Hans unbemerkt wieder heraus und steckte sie in seine Tasche. Darnach setzten sie sich Alle wieder in das Boot und fuhren zurück.

Als Hans der Herr am nächsten Morgen erwachte, fiel sein erster Blick auf die Scheere auf dem Tische und sein zweiter auf seinen Gefährten, der noch ruhig schlief und den unsichtbarmachenden Mantel neben sich liegen hatte. Nun sprang er fröhlich aus dem Bette, tanzte und sang, und als der König kam und die Scheere fand, sprach er: „Lieber Hans, dein Kopf ist für heute sicher; die zweite Aufgabe aber wird etwas schwerer sein.“

Gegen Mittag kam der König von Marocco, um mit ihm um die Wette zu laufen. Er hatte enganliegende Kleider an, sein kohlschwarzes Haar war so kurz wie nur möglich abgeschnitten, und sein Gesicht war so gelb wie ein Eidotter. Hans kam ebenfalls und hatte die Siebenmeilenstiefel angezogen. Sobald das Zeichen gegeben wurde, eilten sie fort. Hans lief so schnell wie der Flug einer Sternschnuppe und erreichte das Ziel sieben Mal, ehe es der König nur ein Mal erreichte, worüber dieser ein so schreckliches Gesicht schnitt, daß man meinte, er wäre der Teufel selber. „Jauchze nicht zu früh,“ stammelte er, „morgen gilt's deinen Kopf oder den meinigen!“ „Der Himmel ist stärker als die Hölle,“ erwiderte Hans.

Am folgenden Abend fuhr die Prinzessin mit ihrem Kammermädchen wieder hinüber in den Palast und Hans der Knecht stieg mit dem unsichtbarmachenden Mantel und dem haarscharfen Schwerte ebenfalls in das Boot. Dem König von Marocco schien es jedoch etwas angst geworden zu sein, denn er saß nachdenklich am Tische und sprach kein Sterbenswörtchen. Da sich die Prinzessin unter solchen Umständen nicht länger bei ihm aufhalten wollte, eilte sie wieder in ihr Boot zurück, um nach Haus zu fahren. Als ihr nun der König nacheilte, um wenigstens zärtlichen Abschied von ihr zu nehmen, schlug ihm Hans plötzlich mit seinem Zauberschwerte den Kopf ab und steckte ihn unter seinen Mantel. In diesem Augenblicke seufzte die Prinzessin und betete, daß Hans doch ja kein Unglück geschehen möge. Dafür ward sie nun von ihren Mädchen ausgelacht, doch Hans kniff sie dermaßen in die Waden, daß sie bald andere Gesichter schnitten.

Am nächsten Morgen erblickte Hans der Herr den Kopf seines Feindes vor sich auf dem Tische und sprang mit einem Satze aus dem Bette und brachte ihn dem Könige. Niemand war nun froher als dieser und augenblicklich ließ er die nöthigen Vorkehrungen zur Hochzeit treffen. Als dieselbe vorbei war, machte das junge Ehepaar

eine Reise zu Hansens Eltern, und daß diese nun auf Lebenszeit aller Noth enthoben waren, läßt sich leicht voraussetzen.

42.
„Das nächste Mal werde ich klüger sein!"

Hans war bereits zwanzig Jahre alt geworden und hieß noch immer der dumme Hans, weil er auch nicht eine einzige gescheidte That nachweisen konnte. Da sprach seine Mutter eines Tages zu ihm: „Höre, Hans, es ist endlich einmal an der Zeit, daß du mir dann und wann ein wenig hilfst; gehe also heute in die Stadt auf den Markt und kaufe eine Sichel, damit ich das Korn abschneiden kann."

Hans gehorchte auch und kaufte eine Sichel. Als er mit derselben zurückkam und seine Mutter am Fenster stehen sah, schwang er sie freudig um den Kopf und hatte dabei das Unglück, daß sie ihm aus der Hand fuhr und ein junges Schaf seines Nachbars tödtete. Seine Mutter, die natürlich dafür bezahlen mußte, sprach ärgerlich zu ihm: „Es sind doch heute sehr viele Bekannte in die Stadt gefahren; warum hast du, Schafskopf, denn nicht deine Sichel einem gegeben, der sie in ein Bündel Stroh gesteckt und mitgebracht hätte?"

„Liebe Mutter," erwiderte er, „dein Rath kommt leider zu spät; das nächste Mal werde ich klüger sein!"

Am nächsten Sonnabend sprach seine Mutter zu ihm: „Hier, Hans, hast du fünf Pence, geh' in die Stadt und kaufe mir fünf starke Stricknadeln dafür."

„Soll mit dem größten Vergnügen geschehen," antwortete Hans und eilte nach der Stadt.

Als er wieder auf dem Heimwege war, begegnete ihm ein Nachbar, der ein großes Bündel Heu auf dem Wagen liegen hatte. Der kommt ja wie gerufen, dachte Hans bei sich und steckte seine Strickstöcke seelenvergnügt in das Bündel.

„Wo hast du denn die Strickstöcke?" fragte ihn seine Mutter, als er mit leeren Händen in das Zimmer trat.

„Die sind gut aufgehoben; schick' nur nach Jim Doyle, der wird sie schon in dem Heubündel auf seinem Wagen finden."

„O, du Allerwelts-Schafskopf! Wer hat dir denn gesagt, du solltest sie in das Heu stecken? Warum hast du sie nicht an den Hut gesteckt?"

„Hast du mir nicht so gesagt, als ich kürzlich die Sichel für dich kaufte? Doch ich will das nächste Mal klüger sein."

Es dauerte vierzehn Tage, bis ihn seine Mutter wieder einmal aus dem Hause schickte. Diesmal mußte er zu einem entfernt wohnenden Verwandten gehen, um Butter zu holen, und da er die letzten Worte seiner Mutter nicht vergessen hatte, so band er sie mit seinem Sacktuche an dem Hutrande fest und brachte sie so nach Hause; aber nicht in dem Tuche, sondern auf seinen Kleidern, da sie, weil die Sonne sehr heiß brannte, zerschmolzen war.

Nun ließ ihn seine Mutter vier Wochen lang nicht vor das Haus und dann schickte sie ihn mit zwei fetten Hühnern auf den Markt und sagte ihm, er solle sie nicht eher verkaufen, als bis einer zwei Mal darauf geboten habe.

Als er nun auf dem Markte stand, fragte ihn ein Städter, was er für die Hühner haben wolle. „Meine Mutter sagte, ich solle drei Schillinge fordern, aber sie meinte, ich würde sie schwerlich bekommen."

„Deine Mutter hat nie ein wahreres Wort gesprochen, willst du 18 Pence dafür nehmen?"

„Nein, denn meine Mutter hat mir gesagt, ich solle erst warten, bis man zwei Mal darauf geboten habe!"

„Deine Mutter ist eine sehr kluge Frau und du thust sehr wohl daran, ihr zu folgen; ich werde dir einen Schilling dafür geben."

„Ich glaube, es wäre besser, 18 Pence zu nehmen; aber ich will gern mit dem Schilling zufrieden sein, damit mich meine Mutter nicht ausschilt."

Darin hatte er sich jedoch abermals verrechnet und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er noch Prügel dazu bekommen. — Doch da er sich endlich einmal an den Umgang mit Menschen gewöhnen mußte, so sandte ihn seine Mutter nach einigen Tagen mit einem Schafe auf den Markt und befahl ihm, es nur für die höchste Summe zu verkaufen.

Dort fragte ihn ein Metzger, was er dafür haben wolle.

„Die höchste Summe, die auf dem Markte ist,“ erwiderte Hans.

„Hier hast du eine Guinee!“

„Ist das die höchste Summe?“

„Nein,“ rief ein Anderer und sprang schnell auf eine Leiter und hielt einen Penny in der Hand; „die höchste Summe ist hier und das Schaf ist mein!“

Hans war's zufrieden und ging nach Hause. „Ich kann dich nicht mehr brauchen,“ sagte seine Mutter zu ihm, als er ihr den Penny überlieferte, „ich werde einen „schwarzen Mann“ (Kuppler) mit dir nach Carlow schicken, damit er eine Frau für dich sucht, die auf dich Acht geben kann.“

Hans mußte also mit, doch durfte er kein Wort sagen, bis die Hochzeit vorüber und er seinem Schicksal überlassen war.

Nun ging's dem armen Hans jämmerlich schlecht und schon nach einem Monate bat er seine Mutter, sie solle doch um Gotteswillen seine Frau wieder zu ihren Eltern schicken, er wolle sicherlich klüger sein, wenn er wieder einmal auf den Markt gehe. Aber jetzt konnte die gute Mutter nicht mehr helfen, denn seine Frau ließ kein vernünftiges Wort mit sich reden und hätte sie sicherlich ebenfalls mißhandelt, wenn sie nicht gleich ruhig gewesen wäre.

43.

Die drei Schwestern.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Töchter und die älteste sagte eines Tages zu ihr: „Mutter, gib mir ein Stück Brod und laß mich fortziehen, um anderswo in der Welt mein Glück zu suchen.“ Die Mutter versprach es ihr und fragte sie am nächsten Morgen, als sie reisefertig vor sie trat, ob sie nicht lieber das halbe Brod mit ihrem Segen, als das ganze mit ihrem Fluch haben wolle. „Fluch oder nicht,“ erwiderte sie, „gib nur das Brod her, wie es ist, es ist doch klein genug!“

Die Mutter gab es ihr und ließ sie ohne Fluch, doch auch ohne Segen gehen. Als sie einen halben Tag auf der Reise war und sich an der Landstraße niedergesetzt hatte, um sich ein wenig auszuruhen, kam eine alte Frau zu ihr und bat sie um einen Mund voll Brod.

„Das ist Alles, was ich habe," erwiderte sie, indem sie ihr das Stückchen zeigte, das sie in der Tasche hatte. Dann kehrte sie ihr den Rücken.

Am Abend kam sie in ein großes Bauernhaus und fragte um eine Schlafstelle nach.

„Die sollst du haben," sagte die gute Hausfrau, „und noch einen Spaten voll Gold und eine Schaufel voll Silber dazu, wenn du bei meinem todten Sohne wachen willst, der im nächsten Zimmer liegt."

Sie versprach es und setzte sich neben den Leichnam. Nach einer Weile stand der Todte auf und fragte sie: „Bist du allein, schönes Mädchen?"

Doch sie gab keine Antwort und nachdem er zum dritten Male vergebens gefragt hatte, gab er ihr einen Schlag mit einer Gerte, wonach sie in einen grauen Pflasterstein verwandelt wurde.

Nach einer Woche verließ ihre zweite Schwester ebenfalls das elterliche Haus und kümmerte sich nicht darum, ob sie den Fluch oder den Segen ihrer Mutter mitnahm. Sie kam in dasselbe Haus und war am nächsten Morgen ebenfalls ein grauer Pflasterstein.

Endlich ging auch die jüngste Schwester fort, aber nicht ohne den mütterlichen Segen. Auch theilte sie ihr Brod mit der armen Frau am Wege und bewachte in der nächsten Nacht den todten Jüngling. Sie setzte sich neben das Feuer, spielte mit dem Hunde und der Katze und aß die Aepfel und Nüsse, die ihr die gutmüthige Hausfrau gegeben hatte.

Während sie nun so den schönen Todten bewachte, stand dieser auf einmal auf und fragte: „Bist du allein, liebes Mädchen?"

„Ganz alleine bin ich nicht;
Hund und Katze sind bei mir;
Nüss' und Aepfel hab' ich hier
Und ich schenk' sie alle dir!"

erwiderte das unerschrockene Mädchen.

„Du bist ein Mädchen, das Muth hat, aber ich glaube, du würdest doch nicht mit mir gehen. Mein Weg führt erst durch einen bodenlosen Morast und dann durch einen brennenden Wald. Dann muß ich die Höhle des Schreckens durchwandern, darnach einen himmelhohen gläsernen Berg ersteigen und mich dann von der Spitze hinab in das todte Meer stürzen."

„Ich gehe mit dir!" antwortete das Mädchen.

Darauf sprang er aus dem Fenster und das Mädchen ebenfalls. Als sie eine kurze Strecke gewandert waren, kamen sie an den bodenlosen Morast und der leichte Todte marschirte ruhig darüber. Währenddem sich nun das Mädchen besann, wie es ihm folgen könne, erschien plötzlich die alte Bettlerin in schönen Kleidern vor ihr und berührte ihre Füße mit einem Zauberstabe, wonach sie sich nach allen Seiten so weit ausdehnte, daß sie so bequem über den Morast gehen konnte.

Als Beide am Ende dieser traurigen Gegend waren, kamen sie an den ewig brennenden Wald und die gute Fee warf ihr schnell einen feuerfesten Mantel um, so daß ihr kein Haar versengt wurde.

Dann kamen sie in die Höhle des Schreckens, wo ihr sicherlich durch das furchtbare Geschrei der bösen Geister die Ohren zersprungen wären, wenn sie ihr die alte Frau nicht vorher verstopft hätte.

Darauf mußte sie den gläsernen Berg besteigen und das Mädchen erhielt vorher die nöthigen Schuhe dazu. Dort angekommen, sprach er: „Gehe nun heim zu meiner Mutter und sage ihr in meinem Namen Lebewohl!" Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so sprang er hinunter in die Tiefe und das Mädchen sprang ihm besinnungslos nach. Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich auf einer grünen Wiese an der Seite des Jünglings sitzen; aber sie war so müde, daß sie gleich einschlief, und als sie wieder erwacht war, befand sie sich im Hause der gastfreundlichen Wirthin, deren Sohn ihre Hand in der seinigen hielt.

Der junge Mann hätte nämlich früher eine Hexe heiraten sollen, aber da er dazu keine Lust hatte, so brachte ihn diese so weit in seine Gewalt, daß sie ihn in einem scheintodten Zustande hielt, aus dem er nicht eher befreit werden sollte, bis ein junges Mädchen für ihn die besagten schweren Aufgaben vollbracht hatte.

Auf Bitten des jungen Mädchens erhielten nun ihre Schwestern ihre frühere Gestalt wieder und wurden mit einem Spaten voll Gold und einer Schaufel voll Silber nach Hause geschickt; sie aber blieb bei dem jungen Manne und vermählte sich mit ihm.



44.

Der braune Bär von Norwegen.

Es war einmal ein König, der hatte drei wunderschöne Töchter, und als er eines Tages mit ihnen ihm Garten spazieren ging, fragte er sie, wen sie sich zum Gemahl wünschten.

„Ich will den König von Ulster," erwiderte die Aelteste rasch; „und ich den König von Münster," sagte die Zweite, und die Dritte wünschte sich den „Braunen Bär von Norwegen", wofür sie aber ausgelacht wurde, denn dies war ein verzauberter Prinz, von dem ihr ihre Amme häufig erzählt hatte.

In der folgenden Nacht träumte sie von ihm so lebhaft, daß sie aufwachte; und da sie nicht mehr einschlafen konnte, so stand sie auf und ging spazieren und kam in ein großes Schloß, das von tausend Lampen erleuchtet war. Eine heitere Gesellschaft befand sich dort, und darunter war auch der Prinz, den sie so oft in ihren Träumen gesehen hatte. Sobald dieser sie bemerkte, ging er auf sie zu und bat sie knieend, seine Königin zu werden. Sie gab ihm ihre Hand und ließ sich auch gleich mit ihm trauen, wonach die Gesellschaft den Saal verließ.

Als nun das junge Ehepaar allein war, sprach der Prinz: „Mein lieber Schatz, ich bin leider verzaubert. Eine alte Hexe, deren Tochter ich heiraten sollte, hat den Fluch über mich ausgesprochen, dem zufolge ich auf fünf Jahre am Tage die Gestalt eines Bären annehmen muß, und wenn mir bis dahin keine Jungfrau aus freier Wahl die Hand zum Ehebunde reicht, so werde ich jene Form wohl bis an mein Ende behalten müssen."

Als die Prinzessin am nächsten Morgen erwachte und ihren Gemahl nicht an ihrer Seite fand, war sie sehr traurig und sprach den ganzen Tag kein Sterbenswort. Doch am Abend darauf fand sie ihren Liebsten wieder in dem erleuchteten Saale und blieb die ganze Nacht bei ihm, und zum Abschiede beschwor er sie, sich ja nicht seiner Abwesenheit und Verzauberung wegen zu grämen, da sie sonst auf ewig getrennt würden. Und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch an ihr Schicksal.

Nach Verlauf eines Jahres gebar sie einen schönen Knaben.

Nun war sie überglücklich, denn sie hatte jetzt am Tage, wenn sie ihren Gemahl nicht sehen konnte, wenigstens sein Abbild bei sich. Doch dieses Glück dauerte nicht lange; denn als sie einst an einem schwülen Sommerabende mit dem Knaben auf dem Arme am offenen Fenster saß, kam unversehens ein großer Adler herbeigeflogen, packte das Kind am Kleide und trug es fort über alle Berge.

Die Frau saß einige Augenblicke wie versteinert da, doch da sie ihrem Gemahl versprochen hatte, während fünf Jahren Alles ohne zu klagen zu erdulden, so hielt sie ihre Thränen zurück und tröstete sich mit der Hoffnung auf glücklichere Zeiten.

Als sie im darauffolgenden Jahre ein Mädchen gebar, war sie so besorgt darum, daß Niemand das Fenster über zwei Zoll aufmachen durfte. Doch das half auch nichts; denn als sie einst damit bei ihrem Gemahle saß, stand auf einmal ein großer Hund vor ihr, riß ihr das Kind aus dem Schooße und sprang damit zur Thüre hinaus. Alles dies war das Werk eines einzigen Augenblicks. Die Frau lief ihm nach so schnell wie sie konnte, aber Hund und Kind waren und blieben spurlos verschwunden. Ihres Versprechens eingedenk, weinte und klagte sie nicht, nahm sich aber vor, künftig noch vorsichtiger zu sein.

Als sie das dritte Kind gebar, durften weder Thüren noch Fenster im Hause geöffnet werden. Doch es half auch nichts; denn eines Abends trat, ohne daß sie wußte, woher, eine Frau vor sie, wickelte ihr Kind in einen Shawl und verschwand. Ob sie in den Boden sank oder durch den Schornstein entschlüpfte, wußte die arme Mutter nicht anzugeben, so verwirrt waren ihre Sinne. Dieser Schicksalsschlag brachte sie einen Monat auf das Krankenlager. Als sie wieder genesen war, äußerte sie den Wunsch, einige Tage bei ihrem Vater und ihren Geschwistern zuzubringen, was ihr Gemahl auch zufrieden war. „Gehe," sagte er zu ihr, „und wenn du dich wieder zurücksehnst, so sprich einfach deinen Wunsch am Abende aus, wenn du dich in's Bett legst."

Am nächsten Morgen fand sie sich wieder in ihrem alten Schlafzimmer im Palaste ihres Vaters. Sie zog die Klingel und gleich erschienen alle ihre Verwandten, die nur Freudenthränen weinten, als sie sich glücklich wiedersahen. Die junge Frau erzählte nun ihre trübe Leidensgeschichte und ihre Geschwister beschlossen, eine alte, kluge

Frau, die gewöhnlich Eier in das Schloß brachte, um Rath zu fragen.

„Da kann sich die junge Frau ja leicht helfen," sagte diese, „sie soll einfach zusehen, wo ihr Gemahl am Abend seine Bärenhaut hinlegt und sie dann verbrennen."

Sie versprach, es zu thun und wünschte sich auch gleich am nächsten Abend zu ihm zurück. Kurz darnach lag sie in seinen Armen. Diesmal aber trank sie nicht aus dem Becher, den er ihr gewöhnlich vor dem Einschlafen reichte und blieb daher die ganze Nacht wach. Als er nun in tiefem Schlafe lag, stand sie auf und warf das Bärenfell in's Feuer und wandte kein Auge davon, ehe es nicht ganz verbrannt war.

Am nächsten Morgen sah er sie traurig an und sprach: „Unglückliches Weib, du hast uns auf ewig getrennt! Warum konntest du dich nicht noch zwei Jahre gedulden? Die Bärenhaut sicherte mich gegen die Angriffe der Hexe; jetzt aber muß ich zu Fuß zu ihr und mit ihrer Tochter zusammen leben. Die Eierverkäuferin, welche dir den unglückseligen Rath gab, war die alte Hexe selber. Lebe wohl!"

Darauf küßte er sie und ging fort. Sie zog sich so schnell wie möglich an und folgte ihm, aber sie konnte ihn nicht mehr einholen. Am Abend, als sie beinahe vor Müdigkeit zusammengebrochen war, bemerkte sie, daß er in ein kleines Häuschen ging. Dort fand sie ihn wieder und zwar mit einem Knaben auf dem Schooße im Zimmer einer Frau von mittleren Jahren.

„Hier," sagte er zu ihr, „ist dein ältestes Kind, und dort steht auch der Adler, der es wegtrug." Dabei deutete er auf jene Frau.

Als sie ihr Kind wieder sah, war sie außer sich vor Freude und das Herzen und Küssen wollte fast gar kein Ende nehmen. Während dieser Zeit wusch ihr die fremde Frau die Füße mit einem Wunderöle.

Am nächsten Morgen ging der König weiter. „Hier," sagte er zum Abschiede zu seiner Frau, „ist ein Ding, das dir von großem Nutzen sein kann. Es ist eine Scheere, die alles, was du damit schneidest, in Seide verwandelt. Sobald die Sonne scheint, schwindest du aus meinem Gedächtnisse, und erst nachdem sie untergegangen ist, erinnere ich mich wieder, daß ich Frau und Kinder habe."

Ohne sich nach ihr weiter umzusehen, marschirte er vorwärts und kam am Abend in eine Hütte, wo sich seine Tochter befand. Die Frau war ihm abermals gefolgt, und am nächsten Morgen erhielt sie einen Zauberkamm von ihm, mit dem man Perlen und Diamanten aus dem Haare kämmen konnte.

Am dritten Abende sahen sie ihr jüngstes Kind, und am Morgen darauf sagte er, er sehe sie jetzt zum letzten Male und gab ihr zum Abschiede einen Haspel mit einem endlosen goldenen Faden und die Hälfte seines Traurings. „Ich gehe jetzt," fuhr er fort, „in einen großen Wald und mit dem Augenblicke, in dem ich ihn betrete, verliere ich die Erinnerung an mein bisheriges Leben. Nur wenn es dir gelingt, meine Schlafstelle ausfindig zu machen, und du dann die Hälfte des Ringes neben die meinige legst, werde ich wieder wissen, wer du bist."

Darauf verschwand er im Walde. Das Gebüsch schloß sich hinter ihm so dicht und fest wie eine Mauer, doch als die Frau mit ihren Zaubergaben ankam, öffnete es sich und ließ sie durch. Bald stand sie vor einem großen Schlosse, in dessen Nähe die Hütte eines Holzhackers war. Dort ging sie hinein und fragte die Hausfrau, ob sie keine Magd brauchte. Lohn wolle sie nicht; ja, sie wolle ihr noch so viele Diamanten und Perlen geben, wie sie nur wünsche. Unter diesen Umständen durfte sie natürlich bleiben.

Es dauerte nicht lange, so hörte der König von einer jungen Magd reden, die so schön sei, daß sie sicherlich nicht ihresgleichen auf der ganzen Erde habe. Aber die Tochter der Hexe hörte es auch und ging hin, sie zu sehen, und fand sie, als sie gerade damit beschäftigt war, Papier zu zerschneiden, das sich in die feinste Seide verwandelte. Sie war ganz erstaunt darüber und fragte sie, was sie für ihre Scheere haben wolle.

„Nichts!" erwiderte die schöne Magd; „doch kannst du sie unter der Bedingung haben, daß du mich eine Nacht in dem Schlafgemach deines Gemahls zubringen lässest!"

Die junge Hexe ging darauf ein und schickte sie in der folgenden Nacht in das Zimmer ihres Mannes. Dieser lag jedoch in so tiefem Schlafe, daß er ihr Kommen gar nicht bemerkte und auf alle ihre Fragen keine einzige Antwort gab. Darauf sang sie:

„Vier lange Jahr'
Dein Weib ich war,
Der Kinder drei
Ich dir gebar;
Auf, brauner Bär, wach' auf!"

Doch er regte sich nicht und sie mußte am nächsten Morgen unverrichteter Sache abziehen.

Am Nachmittage ging die junge Hexe an der Hütte des Holzhackers vorbei und sah, wie die schöne Dirne die Diamanten und Perlen haufenweise aus ihrem Haare kämmte. Den Wunderkamm mußte sie unter jeder Bedingung haben und erhielt ihn auch gegen denselben Preis wie die Scheere.

Auch in der zweiten Nacht konnte sie ihren Gemahl nicht aufwecken. Während sie nun am folgenden Tag am Fenster saß, kam der Prinz zufällig vorbei und da sie ihm gefiel, so fragte er sie, ob er ihr einen Gefallen thun könne.

„O ja," erwiderte sie, „trinke heute Abend nicht aus dem Glase, das dir deine Gemahlin vor dem Schlafengehen reichen wird."

Er sagte, er wolle es thun und als er fort war, kam die junge Hexe vorbei und sah den Wunderhaspel, mit der man einen endlosen goldenen Faden spinnen konnte, in der Hand der Magd.

„Was willst du dafür haben?" fragte sie.

„Laß mich heute Nacht wieder im Zimmer deines Mannes zubringen!"

„Recht gerne!"

Am Abend kam sie in das Schlafgemach und sang:

„Vier lange Jahr'
Dein Weib ich war,
Der Kinder drei
Ich dir gebar;
Auf, brauner Bär, wach' auf!"

„Ich verstehe dich nicht!" antwortete der Prinz.

„Weißt du denn nicht mehr, daß ich deine Frau war?"

„Nein; aber ich wünsche, es wäre jetzt so!"

„Kennst du denn die Hälfte dieses Ringes nicht mehr?"

Als der Prinz den Ring sah, bekam er sein Gedächtniß wieder und der Zauber ward machtlos. Das Schloß fing an allen Ecken an zu krachen und als es die Leute verlassen hatten, stürzte es zu-

sammen. Die Hexe und ihre Tochter wurden nie mehr gesehen; der Prinz und seine Gemahlin aber holten sich ihre Kinder wieder, gingen seelenvergnügt nach Hause und lebten glücklich bis an ihr Ende.

45.

Giolla na Chroicean Gobhar
oder
Der Mann in dem Ziegenfelle.

Vor langer, langer Zeit lebte in der Umgegend von Enniscorthy eine alte Wittwe, die war so arm, daß sie ihrem einzigen Sohn keine Kleider geben konnte und gezwungen war, ihn in ein kleines Loch neben dem Feuerherde zu setzen und mit warmer Asche zu umhüllen. Je größer er ward, desto tiefer mußte sie die Grube machen; doch endlich fand sie zufällig ein Ziegenfell und band es ihm um die Lenden und sprach: „Tom, du bist jetzt ein großer Schlingel geworden, bist über sechs Fuß lang und über neunzehn Jahre alt, so daß du auch einmal etwas für mich thun kannst. Gehe also in den Wald und hole mir ein Bündel Holz!"

„Das sollst du nicht zweimal sagen," erwiderte Tom und ging fort.

Als er sein Bündel fertig hatte und es eben auf die Schulter nehmen wollte, kam plötzlich ein neun Fuß hoher Riese auf ihn zu und drohte ihn mit seiner Keule zu zerschmettern. Tom aber sprang schnell auf die Seite und versetzte dem Riesen unversehens einen solchen Schlag, daß er den Boden küßte. „Hast du noch etwas zu besorgen," sagte er dann zu ihm, „so sag' es, ehe ich dir vollends den Garaus mache!"

„Ich habe nichts zu bestellen," erwiderte der Riese, „aber wenn du mir das Leben schenken willst, werde ich dir meine Keule geben und, wenn du gut und brav bleibst, so wirst du jeden Kampf, den du beginnst, damit gewinnen!"

Tom war damit vollkommen einverstanden. Er nahm die Keule in seine rechte Hand, setzte sich auf sein Holzbündel und sprach: „Da ich so viele Mühe gehabt habe, dich zusammenzulesen, so zeige dich

auch dankbar gegen mich und trage mich nach Hause.“ Darnach schlug er mit seiner Keule darauf und augenblicklich erhob es sich vom Boden und trug ihn durch die Luft nach Hause.

Als das Holz verbrannt war, wurde Tom abermals nach dem Walde geschickt, wo er diesmal mit einem Riesen kämpfen mußte, der zwei Köpfe hatte. Der Kampf war ein hartnäckiger; aber Tom blieb Sieger und der Riese schenkte ihm dafür, daß er ihm das Leben ließ, eine Wunderpfeife, die Jeden tanzen machte, der ihre Töne hörte. Tom überzeugte sich auch gleich von ihrer Zauberkraft, indem er sich auf das Holzbündel setzte und es nach Hause tanzen ließ.

Beim dritten Male hatte er mit einem dreiköpfigen Kerle zu kämpfen. Als er ihn ebenfalls besiegt hatte, erhielt er zum Geschenke eine Salbe, die ihn unverbrennbar und unverwundbar machte.

„Es sind unser nur Drei,“ sagte der Riese zum Abschied, „und es wird jetzt Niemand mehr kommen, der dich im Walde stört. Hole dir also so viel Holz wie du willst.“

Tom ging nach Hause und war stolzer als zehn Pfauen. Auch wagte er sich an diesem Tage zum ersten Male auf die Straße, wo er jedoch von einigen jungen Bengeln seines seltsamen Anzuges wegen verhöhnt und ausgelacht wurde. Gern hätte er sie seine Keule fühlen lassen, aber unnützerweise wollte er doch keinen Mord begehen.

Da kam nun eines Tages ein Mann in glänzender Kleidung in das Dorf und machte bekannt, daß die Tochter des Königs zu Dublin so melancholisch sei, daß sie seit sieben Jahren nicht ein einziges Mal gelacht habe; wer sie nun drei Mal lachen mache, der würde sie zur Frau bekommen.

„Das paßt gerade für mich,“ sagte Tom zu sich selber, nahm Keule, Salbe und Pfeife und machte sich augenblicklich auf den Weg nach Dublin.

Als er vor das Stadtthor kam, wollten ihn die Soldaten nicht durchlassen und einer ging sogar so weit, ihn mit dem Bajonett zu kitzeln. Das war aber dem guten Tom ein wenig zu viel; er faßte ihn am Kragen und schleuderte ihn weit hinweg in den Kanal. Dann ließ er seine Keule auf den Köpfen der Andern dermaßen herumtanzen, daß sie ihn um Gotteswillen baten, doch aufzuhören, sie wollten ihn ja gerne einlassen. Ja, Einer war sogar so freundlich, ihn zum Palaste zu führen, wo gerade der König nebst seiner Frau und Tochter

am Fenster saßen und dem Raufen, Balgen und den Schwertspielen der fremden Abenteurer zusahen, die hergekommen waren, die melancholische Jungfrau zu gewinnen. Als sie den riesenhaften Tom mit dem Knabengesichte und der sonderbaren Kleidung ankommen sahen, blickten sie Alle erstaunt auf und sogar die Prinzessin hatte die Gewogenheit, ihre blauen Augen auf ihn zu richten. Dies ärgerte nun einen rothhaarigen Kerl, der die Königstochter um sein Leben gern zur Frau gehabt hätte, so sehr, daß er ihn in schnippischem Tone fragte, was er eigentlich hier wolle.

„Dasselbe, was du willst," erwiderte Tom.

„Laß dich doch nicht auslachen; sieh' einmal alle diese geschickten Leute, die dich wie ein Salzkörnchen verschlucken können, an, und bilde dir nicht ein, daß du mehr vermagst als sie!"

Doch Tom kümmerte sich nicht weiter um ihn und sagte den Andern, die sich mit verdächtigen Mienen um ihn drängten, daß er keine Prise Schnupftabak darum gebe, wenn ihn Sechs auf einmal angriffen.

Als nun der König sah, daß unten im Hofe etwas nicht in Ordnung sei, fragte er, was der Fremde vorhabe.

„Er schimpft uns Alle Feiglinge," erwiderte der Rothe, „und will uns Alle wie die Hasen laufen machen."

„Nun, warum nimmt es denn Keiner von euch mit ihm auf?"

Gleich trat ein riesiger Ritter vor und versuchte, Tom einen Schlag zu versetzen.

„Sieh' dich vor!" rief ihm Tom zu und ließ ihn seine Keule dermaßen fühlen, daß er über die Hofmauer flog. Darauf trat ein Anderer vor; doch diesem erging es noch viel schlimmer, und zuletzt kam ein halbes Dutzend auf einmal; diesen wurden jedoch die Köpfe und die Rücken so zerbläut, daß sich Keiner mehr in seine Nähe wagte. Dies freute die Prinzessin so sehr, daß sie laut auflachte und eine ganz andere Gesichtsfarbe bekam.

„König von Dublin!" rief Tom vergnügt, „ein Drittel deiner Tochter gehört mir!"

Am nächsten Tage wurde er zur königlichen Tafel eingeladen. Der Rothkopf, der auch zugegen war und sich über den Erfolg Toms im Stillen sehr ärgerte, erzählte nun, daß jeden Tag ein drachenartiges Ungethüm in die Umgegend des Schlosses käme und alle

Menschen verschlinge, deren es habhaft würde. Das hieß mit andern Worten: Tom solle hingehen und es erschlagen. Tom war auch augenblicklich dazu bereit und sagte: „Laßt mir nur durch einen Lakaien den Weg zu seiner Wohnung zeigen und ich will sehen, wie es sich einem Fremden gegenüber benimmt!“ Der König war damit einverstanden und ließ ihn abziehen.

Kaum war eine Stunde vergangen, so kam Tom wieder zurück und vor ihm her marschirte der Drache so zahm wie ein Lamm. Der König und seine Tochter standen auf dem Balkon und waren also außer Lebensgefahr; aber die Leute unten im Hof geriethen beim Anblick des schrecklichen Thieres so in Angst, daß sie so schnell wie sie konnten auf die Thüren zustürzten.

„Um Gotteswillen, Tom!“ rief der König, „bring' doch dieses Ungeheuer wieder fort; ich gebe dir ja gerne meine Tochter!“

Tom aber that, als höre er es nicht und nahm seine Flöte und spielte so schön, daß alle Hofleute zu tanzen anfingen. Auch der Drache stellte sich auf seinen Schwanz und hüpfte den „Tatter Jack Walsh“ mit. Bei dieser Gelegenheit versuchte nun der Rothkopf, aus dem Hofe zu entwischen, aber der Drache hatte ein Auge auf ihn und jagte ihn immer dahin, wo keine Thüre war. Gern hätte er ihn aufgefressen, doch Tom erlaubte es nicht.

Als die Prinzessin sah, daß Keiner dabei das Leben verlor, lachte sie abermals und zwar so laut, daß die Fensterscheiben klirrten. „König von Dublin!“ rief Tom, „zwei Drittel deiner Tochter sind mein!“

„Nimm sie ganz!“ erwiderte der König, „aber treibe erst dieses schreckliche Thier fort!“

Darauf steckte er seine Flöte in die Tasche und der erschöpfte Drache ließ sich wieder auf seine vier Füße nieder. „Mache,“ sprach Tom zu ihm, „so schnell wie du kannst, daß du hier wegkommst, und wenn du dich jemals wieder in der Umgegend blicken läßt, so soll dich der —“

Er endete den Satz nicht, sondern schwang seine Keule, wonach sich der Drache demüthig fortschlich.

Als sie wieder beim Mittagsmahle saßen, war der Rothkopf die allgemeine Zielscheibe des Spottes. Doch er sann auf Rache. „König von Dublin,“ sagte er, „du hast großes Glück! Die Dänen verheeren jetzt wieder Alles, was ihnen in den Weg kommt, und zeigen sich so

übermüthig, daß ihnen eine derbe Lektion nichts schaden könnte. Nun hängt bekanntlich an einem Balken in der Hölle ein großer, eiserner Dreschflegel, mit dem man die ganze Welt zertrümmern kann; und wer wäre geeigneter, denselben zu holen, als der tapfere Mann mit dem Ziegenfelle?"

Das kann geschehen, dachte Tom bei sich und fragte nach dem Wege zur Hölle, und der Rothkopf, der ihn gut zu kennen schien, war gleich bereit, ihm denselben zu zeigen.

Als er nun vor die hohe Höllenmauer kam, beschmierte er sich mit seiner Wundersalbe und klopfte an. Augenblicklich sprangen mehr als hundert kleine Teufelchen herbei und fragten ihn, was er wolle. „Ich will den größten Teufel sehen, der hier ist," erwiderte Tom, „macht nur gleich auf!"

Dies thaten sie denn auch sehr bereitwillig und führten ihn zu ihrem Oberhaupte. „Was willst du hier?" brüllte ihm der Alte entgegen.

„Ich komme im Auftrage des Königs von Dublin und möchte den eisernen Dreschflegel holen, um die Dänen aus dem Lande zu treiben!"

„Ich habe eigentlich an den Dänen bessere Kunden als an euch Irländern," erwiderte der Höllenbeherrscher, „aber es wäre doch nicht schön von mir, wenn ich dir deine Bitte abschlüge!"

„Hole einmal den Dreschflegel herunter," sagte er kurz darauf zu einem seiner Engel und gleich kletterte dieser auf den Balken und brachte ihn. Als er ihn Tom überreichte, lächelte er heimlich, denn er dachte, er würde sich gehörig die Finger verbrennen; dieser nahm ihn ruhig in die Hand und sagte: „Danke, kleiner Teufel; und wenn du mir jetzt die Thüre aufmachst, so werde ich dich nie mehr belästigen!"

„Oho!" rief lachend der Alte, „so schnell geht das nicht; man kann sehr leicht in die Hölle kommen, aber mit dem Hinausgehen hat es sein eigenes Bewenden. Auf, Gesellen! Nehmt ihm den Dreschflegel ab und laßt ihn eure Krallen fühlen!"

Darauf stürmten sie alle auf ihn zu; doch Tom theilte solche Hiebe unter sie aus, daß ihnen die Hörner abbrachen und der alte Teufel ängstlich schrie: „Laßt den Vagabunden hinaus so schnell ihr könnt, und wer ihm noch einmal die Thüre aufmacht, der hat es mit mir zu thun!"

Tom zog nun unbehelligt ab und kam wieder in den königlichen Palast. Er erzählte, wie es ihm in der Hölle ergangen war und bat Jeden, den Dreschflegel nicht anzurühren, da er glühend heiß sei, obgleich man es nicht sähe. Dieses wollte nun der Rothkopf nicht glauben und griff ihn an, um sich wieder in Respekt zu setzen. Doch da erreichte er gerade das Gegentheil, denn er verbrannte sich seine Finger so sehr, daß er vor Schmerz wie wahnsinnig im Hofe herumhüpfte und die abscheulichsten Grimassen dazu schnitt. Jedermann lachte nun und die Prinzessin auch.

„Das letzte Drittel der Jungfrau ist mein!“ schrie Tom triumphirend und der König führte sie ihm zu und legte ihre zarten Hände in die seinigen.

Tom ließ den Dreschflegel im Hofe liegen. Doch als man am nächsten Morgen nach ihm sah, hatte er das Pflaster zerschmolzen und war tief in die Erde gesunken. Trotzdem aber wagten sich die Dänen doch nicht in die Nähe von Dublin.

46.

Die böse Stiefmutter.

Es war einmal ein König, der hatte zwei liebe Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die aber sehr schlecht behandelt wurden, da seine zweite Frau ein sehr böses Weib war. Eines Tages, als er auf die Jagd geritten war, trat die Stiefmutter zu dem kleinen Mädchen und hielt in der einen Hand einen Becher mit Gift und in der andern einen scharfgeschliffenen Dolch und zwang sie, zu schwören, nie einem Christenmenschen ein Wort von dem zu sagen, was sie jetzt thue. Das junge Mädchen, nichts Böses ahnend, folgte ihr auch, wonach sie den Lieblingshund ihres Gemahls bei den Ohren nahm und ihm den Hals abschnitt.

Als nun der König zurückkam und den Hund in der Halle todt liegen sah, ward er sehr betrübt und fragte, wer sich eine solche Schandthat erlaubt habe.

„Wer anders wird es wohl gethan haben, als deine geliebte Tochter,“ erwiderte höhnisch seine Frau; „frage sie doch selber und sieh', ob sie auch noch die Frechheit hat, es zu verneinen!“

Das arme Kind fing darauf an bitterlich zu weinen, sagte aber ihres Schwures wegen kein Wort. Der König wußte nicht, was er sagen oder thun sollte; er nahm weder Speise noch Trank zu sich und schlich sich tiefbetrübt in sein Schlafgemach.

Als er am nächsten Tage wieder auf die Jagd gegangen war, vergiftete die böse Stiefmutter den Knaben und stellte den Leichnam auf den Kopf in den Hausgang, so daß ihn der König gleich bemerkte, als er heimkam. „Wer in aller Welt hat dies gethan?“ fragte er wüthend.

„Wer wohl anders, als deine liebe Tochter!“ antwortete seine Frau. Darauf rief der König zwei Diener herbei und sprach zu ihnen: „Schleppt dieses elende Geschöpf in den Wald und schneidet ihm beide Hände ab, damit es kein Unheil mehr anrichten kann! Aber vergeßt nicht, mir die Hände mitzubringen, wenn euch euere Köpfe lieb sind!“

Dabei trat er so kräftig auf, daß das ganze Schloß zitterte und ihm die Splitter einer Diele in den Fuß drangen. Anfangs merkte er dies nicht, doch als er späterhin seine Stiefel auszog, sah er, daß der eine ganz voll Blut und ihm ein großer Splitter tief in das Fleisch gedrungen war. Gleich wurde nun nach einem Wundarzte geschickt; doch es gelang ihm nicht, den Splitter herauszuziehen und der König war gezwungen, ruhig auf dem Sofa liegen zu bleiben.

Als dem armen Mädchen die Arme abgeschnitten wurden, glaubte es zuerst, es müsse sterben; doch fiel ihm bald darnach ein, daß im Walde eine heilige Quelle sei, die es nun auch gleich aufsuchte. Es steckte seine Hände in das Moos, das an dem Rande wuchs und augenblicklich hörten sie auf zu bluten und zu schmerzen.

Darnach schlief die Jungfrau ein, und der Geist ihrer Mutter erschien ihr im Traume, und sagte, sie solle stets gut und brav sein und nie ihr Morgen- und Abendgebet vergessen, und alle ihre Feinde würden dann zu Schanden werden.

Als sie am nächsten Morgen aufgestanden war und nach der Vorschrift ihrer Mutter ihr Gebet gesagt hatte, fühlte sie Hunger und sah sich um, ob sie nicht irgendwo etwas zu essen fände. Da hörte sie dann plötzlich einen eigenthümlichen Lärm, der sie so sehr erschreckte, daß sie in einen hohlen Baum, der in der Nähe der Quelle stand, kroch. Von dort aus sah sie nun ein junges Mädchen mit einem Butterbrod in der einen Hand und einem Kruge in der andern an

die Quelle kommen; um es nun etwas besser sehen zu können, streckte sie ihr Köpfchen so weit heraus, daß sein Schatten im Wasser zu sehen war. Das fremde Mädchen glaubte nun, es sähe sein Gesicht und lief augenblicklich in den königlichen Palast, der nicht weit davon war, zurück und sagte: „Das sollte mir einfallen, noch ferner Wasser zu holen; ich bin seit gestern so schön geworden, daß ich verdiene, die Frau des Königs zu werden!"

„Dich will ich schon kuriren!" brummte der ärgerliche Koch, und schloß sie bei Brod und Wasser in ein dunkles Zimmer ein.

Zwei andere Mädchen, die nach Wasser geschickt wurden, kamen ebenfalls mit derselben Antwort zurück, und als dies der König erfuhr, ging er auch nach der Quelle und sah den wunderschönen Schatten, aber er hatte Verstand genug, sich nach der Ursache desselben umzusehen. Da fand er denn das reizende Mädchen in dem Baume und nahm es mit nach Hause und heiratete es.

Als sie ein Jahr verheiratet waren, bekamen sie einen Sohn, der auf die Bitten seiner Mutter erst dann getauft werden sollte, wenn der König aus dem Kriege mit den Dänen zurückgekehrt sei. Damit war der König auch ganz zufrieden; er machte ihr ein seltenes Kleinod zum Geschenk und zog fort in die Weite. Sein Herz hing so sehr an seiner Königin, daß er ihr jeden andern Tag einen langen Brief schrieb; die Königin that dasselbe, aber weder er noch sie bekam jemals ein Schreiben zu sehen, denn die böse Stiefmutter hatte den Aufenthalt ihrer Tochter ausgefunden und dem Briefträger eine schwere Summe Geldes versprochen, wofür er ihr alle Briefe überlieferte. Die arme Königin weinte Tag und Nacht, und ihr Gemahl wußte nicht, ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen ging.

Endlich erhielt der König einen Brief; aber diesen hatte die böse Stiefmutter geschrieben; auch war er nicht an ihn, sondern an einen Offizier gerichtet, der darin zu einer geheimen Zusammenkunft an einem gewissen Platze im Walde eingeladen wurde.

Dies brachte den König dermaßen in Wuth, daß er den jungen unschuldigen Soldaten in Ketten legen ließ und zwei Boten abschickte, um die Königin zu tödten und seinen Sohn zu ihm zu bringen.

Doch in der Nacht zuvor war der Königin der Geist ihrer Mutter erschienen und hatte sie vor dem kommenden Unglück gewarnt. „Geh'," sagte sie, „morgen mit deinem Kinde an die heilige Quelle und wasche

deine Arme darin und fülle eine Flasche mit Wasser und bringe sie deinem Vater. Vergiß aber nicht, vorher deine Mädchenkleider anzuziehen."

Sie that, wie ihr befohlen wurde, und als sie ihre Arme und ihr Gesicht wusch, bekam sie auf einmal ihre Hände wieder, und ihr Gesicht, das nie eine andere Farbe als die der Milch gehabt hatte, ward so braun wie die wilden Beeren im Walde. Darnach eilte sie dem Schlosse ihres Vaters zu.

Da sie dem Thürhüter sagte, sie sei gekommen, um den König zu kuriren, ward sie gleich eingelassen und dem König vorgeführt, und kaum hatte sie ihm die Wunde gewaschen, so kam der Splitter heraus und er war wieder so gesund wie vorher.

Da freute sich denn der König sehr, aber seine böse Frau sann darauf, die Fremde zu verderben, trotzdem sie sie nicht kannte.

Nach zwei oder drei Wochen war der Krieg vorbei und der junge König kam auf seiner Heimfahrt zufällig in das Haus seines Schwiegervaters, woselbst er seiner Tapferkeit wegen sehr gut aufgenommen wurde. Als er vom Pferde stieg, hielt ihm seine Frau den Knaben mit dem ihr beim Abschiede geschenkten Kleinod entgegen, was ihn ganz außer Fassung brachte. Der Knabe hatte ganz seine Züge, aber das Gesicht der Frau und ihre wohlgeformten Hände leiteten ihn irre. Er küßte den Knaben und sagte kein Wort, bis das Mittagessen vorbei war.

„Würdest du die Güte haben," sprach er dann zu dem König, „nach der braunen Frau nebst ihrem Kinde zu schicken? Ich möchte gerne ein Wort mit ihr reden."

„Recht gerne," erwiderte der König; ich verdanke ihr mein Leben!"

Als sie hereingekommen war, fragte sie ihr Gemahl, wer der Vater ihres Kindes sei.

„Das darf ich dir nicht sagen," erwiderte sie; „denn ich habe einst einen heiligen Eid geschworen, nie einem getauften Menschen etwas über mich mitzutheilen. Da aber mein kleiner Sohn noch nicht getauft ist, so werde ich ihm alles sagen. Wisse also, lieber Knabe, daß einst meine böse Stiefmutter meinen kleinen Bruder und den Lieblingshund meines Vaters tödtete und dann mich schwören ließ, nie einem Christenmenschen etwas davon zu sagen. Darauf beredete sie meinen Vater, mir die Hände abhauen zu lassen; und sicher-

lich wäre ich damals gestorben, wenn ich mich nicht in einer heiligen Quelle im Walde gewaschen hätte. Dort machte ich kurz darauf die Bekanntschaft eines jungen Königs, der mich heiratete; da er aber eines Tages in den Krieg ziehen mußte, so spielte ihm meine Stiefmutter einen falschen Brief in die Hand, auf dessen Inhalt hin er mich tödten lassen wollte. Doch der Geist meiner lieben Mutter bewachte mich und so erhielt ich denn meine Hände und mein Vater seine Gesundheit wieder. Und nun, lieber Sohn, lege ich dich in die Arme deines Vaters!"

Darauf wusch sie ihr Gesicht und es ward wieder so schön wie an dem Tage ihrer Hochzeit. Der Freude und des Jubels wollte es nun gar kein Ende nehmen; die böse Stiefmutter aber machte kein frohes Gesicht dabei, und wenn sie sich nicht unbemerkt aus dem Staube gemacht hätte, so wäre sie sicherlich nicht mit dem Leben davon gekommen.

47.

Shannon.

Vor langer, langer Zeit befand sich in Ossori ein Brunnen, an dessen Rand ein Vogelbeerbäumchen stand. Sobald die Beeren reif waren, fielen sie in das Wasser und wurden von den Lachsen darin verzehrt. Diese bekamen alsdann rothe Flecken und wurden „Lachse der Weisheit" genannt. Jeder, der einen solchen Fisch aß, erhielt, wie einst Fion, der Sohn Cumhail's, die Gabe der Allwissenheit. Aber sie waren nicht leicht zu fangen und mitunter brachte Einer wochenlang an der Quelle zu, ehe er nur einen zu Gesicht bekam.

Nach einer alten Sage war es den Weibern streng untersagt, davon zu essen. Jedoch eine wißbegierige Jungfrau, Names Shannon, achtete dieses Verbotes nicht und fing einst einen Lachs und briet ihn. Nach dem ersten Bissen erfüllte sich ihr Herz mit unbeschreiblicher Freude, doch nach dem zweiten wuchs die Quelle auf einmal zu einem reißenden Strome, der sie fortriß und in seinen Fluthen begrub.

Jener Fluß hat daher den Namen „Shannon" erhalten.

48.

Wie die Insel „Man“ entstand.

Fion Mac Cuil verfolgte einst einen rothhaarigen schottischen Riesen, der ihm jedoch bald einen großen Vorsprung abgewann.

Da der Irländer fürchtete, Jener würde bald am See sein und alsdann hinüber nach England schwimmen, so griff er in die Erde, riß ein großes Stück heraus und schleuderte es ihm nach. Fion irrte sich jedoch dabei hinsichtlich der Entfernung so sehr, daß er den Erdklumpen weit über ihn hinweg in das Meer schleuderte, woselbst er jetzt noch liegt und mit dem Namen „die Insel Man“ bezeichnet wird.

49.

Wie der Killarney-See entstand.

Ein fremder Ritter war in das Thal von Killarney gekommen und hatte sich in die Tochter eines dortigen Landmannes verliebt.

Das Mädchen liebte ihn ebenfalls, aber sie hatte keine Lust, ihre Heimat zu verlassen, um mit ihm fortzuziehen.

Nun kam er eines Abends in das Haus ihrer Eltern und hielt um die Hand des Mädchens an, die ihm auch nicht versagt wurde. Da sie nicht zugegen war, so fragte er, wo sie hingegangen sei.

„Sie ist,“ erwiderte ihre Mutter, „zum Feenbrunnen gegangen, wie es die allgemeine Sitte unter den jungen Mädchen ist.“

Gleich eilte er ihr nach und fand sie mit einem halbvollen Eimer am Brunnen stehen und nachdem er ihr die freudige Mittheilung gemacht hatte, daß ihre Eltern ihre Verheiratung billigten, ließ sie den Eimer stehen, hing sich an seinen Arm und Beide lustwandelten im Mondschein umher. Die Stunden wurden zu Minuten und ehe sie an's Nachhausegehen dachten, dämmerte der Tag bereits.

Schnell wollte sie nun zum Brunnen zurückeilen, um ihren Eimer zu holen, doch sah sie zu ihrem größten Schrecken, daß sich an jener Stelle ein großer See gebildet hatte. Derselbe wuchs von Minute zu Minute und die Thalbewohner packten schon ihre Habseligkeiten zusammen und retteten sich auf die höchsten Bergspitzen.

Dieser See erhielt späterhin den Namen „Killarney-See.“

50.
Der Imhiquin-See.

Das Bett des Imhiquin-Sees war früher eine schöne Ebene, in der ein großes Schloß stand. Dicht dabei befand sich eine Quelle, in der sich zuweilen in mondhellen Nächten drei wunderschöne Jungfrauen badeten. Als der Herr des Schlosses davon hörte, versteckte er sich eines Abends hinter einen Felsen und wartete unbemerkt auf die Ankunft der lieblichen Mädchen. Dieselben erschienen auch bald und als sie sich gebadet hatten und an seinem Versteck vorbeigingen, griff der Ritter zu und hielt die Jüngste fest. Sie bat und flehte, sie doch loszulassen; aber als sie sah, daß alle Bitten vergebens waren, willigte sie ein, seine Frau zu werden und ging mit ihm in das Schloß. Sie hatte jedoch vorher dabei die Bedingung gestellt, daß er nie fremde Gäste in seine Wohnung laden sollte.

Zwei Jahre lang hielt er sein Versprechen getreu, doch als er sich im dritten einmal an einem Wettrennen betheiligt und dabei etwas mehr als nöthig getrunken hatte, vergaß er sein Gelübde und nahm am Abend einige lustige Gesellen mit nach Hause.

Seine Frau, die ihn schon von Weitem kommen sah, nahm ihre beiden Kinder und eilte ihm traurig entgegen. Er sah sie in ihrer vollen Schönheit vor sich, doch als er sie umarmen und um Verzeihung bitten wollte, verschwand sie in dem Elfen-Brunnen. Er wollte ihr nachstürzen, aber seine Begleiter hielten ihn zurück.

Kurz darauf wuchs die Quelle zu einem großen See, der bald das Schloß und das ganze Thal bedeckte. Noch heute will man in dem Rauschen seiner Wellen das Wehklagen der Gattin um ihr verlorenes Glück hören.

51.
An Braon Suan or.*)

Die liebliche Fiongalla war die Tochter von Glas, dem Fürsten von Desmond**), über dessen Familie seit mehr als zwei Jahrhun-

*) Die goldene Schlafnadel. **) Süd-Münster.

derten der Fluch verhängt war, daß sich keine Jungfrau daraus verheiraten durfte, wenn ihr Geliebter nicht den „Craov Cuilleann“ (Stechpalmenzweig), das „Luis Bui“ (Dotter- und Ringelblume) und die rothen Beeren des „Uhar“ (Eibenbaum) aus dem „Donn Thir“ (dunkles Land) brächte. Ein „Corrochan“ (mit Leder überzogenes Boot) lag seit Menschengedenken bereit, die waghalsigen Abenteurer aufzunehmen, aber Keinen von Denen, die hineingestiegen waren, sah man je zurückkehren. In dieser Familie lebte auch die Zauberin Amarach, von der kein Mensch sagen konnte, wie alt sie war, und sich auch Niemand erinnerte, sie jemals mit einem jüngeren Gesichte gesehen zu haben.

Nun kam eines Tages Feargal, der Sohn des Edelmannes Ciocal, der viel von der Schönheit und Anmuth Fiongalla's gehört hatte, zu Glas und bat ihn, sein Glück versuchen zu dürfen. Die edle Jungfrau bat ihn inbrünstig, doch von seinem Vorhaben abzulassen, da schon so viele tapfere Ritter dadurch ihren Tod gefunden hätten; Feargal aber stand unter dem Schutze der mächtigen Finncaev, die ihm ihren Beistand versprochen hatte, und so ließ er sich durch Nichts abhalten.

Auch die alte Amarach versuchte den Jüngling davon abzuhalten, aber aus ganz andern Gründen, denn sie war die Hexe, der die Glas'sche Familie diesen Fluch zu verdanken hatte, und sie wußte recht wohl, daß Feargal unter dem Schutze der Finncaev stand, die ihren Einfluß leicht untergraben könne.

Feargal machte sich also auf den Weg nach dem Strande. Er kam an mehreren Gräbern längst verstorbener Helden vorbei, wo sich ihm eine lange, weiße Gestalt entgegenstellte. Es war seine Schutzgöttin.

„Du hast,“ sprach sie, „eine gefährliche Arbeit übernommen; folge daher meinem Rathe, damit du dabei nicht den Tod findest. Wenn du im Boote an die dunkle Küste kommst, darfst du nicht eher aussteigen, bis du meine drei Diener am Ufer siehst. Ich werde sie dir jetzt vorstellen.“

Darauf schlug sie einen großen, neben ihr liegenden Stein mit ihrer Zauberruthe, wonach derselbe in tausend Stücke brach. „Cusch fe Crisch“ (festgebundener Fuß)! rief sie, „komm heraus!“ Augenblicklich kroch ein großer Mann, der das eine Bein in der Hand hielt,

hervor. Dann schlug sie einen andern Stein und rief: „Fir na Saghaidh“ (Mann der Pfeile), komm heraus!“

Der Stein zertheilte sich und ein Bogenschütze mit einem wohlgefüllten Köcher kam hervor. Als sie den dritten schlug, kam „Fir na Mulla Headha“, ein Mann mit einem schrecklich großen Mund und dick aufgeblasenen Backen, hervor.

Alle neigten sich vor dem Jüngling und fragten ihn, womit sie ihm dienen könnten. Er sah nach Finncaev, aber sie war verschwunden.

„Ich weiß nicht, wie ihr mir helfen könnt,“ sagte er, „was ich aber von euch haben muß, und zwar schon morgen Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs, sind der Stechpalmenzweig, die rothen Beeren des Eibenbaumes und die Ringelblume aus dem dunklen Lande in der großen See.“

„Eine schwere Aufgabe ist es allerdings, die mächtige Amarach zu besiegen,“ antwortete Cusch; „und damit ich mein Ziel nicht überspringe, werde ich den rechten Fuß festgebunden lassen. Du, Fir na Saghaidh, hast stets treffende Pfeile im Köcher und du, Fir na Mulla Headha, kannst durch die ganze Erde sehen und durch deinen Athem die schrecklichsten Stürme hervorrufen. Nun zur Arbeit! Ich eile zum Boot der Amarach und du, junger Ritter, hältst dich mit deinem Schifflein in der Nähe des Ufers, bis ich wieder zurück bin!“

Bald darauf stand Cusch vor dem Boote der Zauberin. Sie saß in der Gestalt eines blühenden Mädchens darin und lud ihn freundlichst ein, zu ihr hinein zu kommen. „Ich möchte dein Boot auf kurze Zeit haben,“ sprach er, „denn ich will drei heilige Gaben für Feargal vom dunklen Strande holen; da ich aber erst morgen zurück sein muß, so habe ich Zeit genug übrig, um ein Stündchen mit dir zu verplaudern.“

Als er ihre Hand ergreifen wollte, glitt er unversehens aus und fiel hin. Sie gab ihm gleich einen magischen Schlaftrunk ein, der ihn der Besinnung beraubte, und dann zog sie die „Braon suan or“, oder die goldene Schlafnadel, aus ihrem Haare und steckte sie ihm in das seinige, wonach ihn keine Macht der Erde wieder erwecken konnte.

Seine beiden Gefährten kamen eine Stunde nach ihm an und waren sehr erstaunt, ihn regungslos im Boote liegen zu sehen. Doch

sahen sie auch gleich die Ursache seines Schlafes, und der Bogenschütze schoß einen gut gezielten Pfeil darauf ab, worauf die Nadel auf den Boden fiel. Nun fuhr Cusch in dem Boote mit Vogelschnelle nach dem dunklen Lande und Fir na Mulla Headha sah durch den Seenebel, wie er die verlangten Gaben holte.

Groß war die Freude der Beiden, als er wieder zurückkehrte. Doch Cusch sprach: „Die Amarach ist in einem andern Boote südlich gefahren und wird sicherlich Fiargal bewegen, an's Land zu steigen, ehe wir bei ihm sind. Setze dich, Mulla Headha, auf meinen Rücken und laß mich mit dir zu ihm eilen."

Mulla Headha that's und im Nu hatte er das Boot Amarach's in Sicht. Gleich ließ er seinem Athem freien Lauf und die böse Hexe tanzte hoch in der Luft herum.

Als Feargal das Ufer betrat, wurden ihm die drei heiligen Gaben eingehändigt und Finncaev, die auch erschienen war, wünschte ihm Glück zu seiner baldigen Verheiratung. Sie und ihre drei Diener verschwanden darauf im Nebel und Feargal lag bald in den Armen der liebenden Fiongalla.

52.

Lir's Kinder.

Obgleich Lir ein Halbgott war, so fehlte ihm doch die häusliche Ruhe, da er sein geliebtes Weib verloren hatte. Er suchte Trost im Reisen und kam an den Hof von Bogha Derg, dem König von Conacht, woselbst er sich mit der tugendhaften Prinzessin Anby verheiratete.

Nach einem Jahre gebar ihm diese Zwillinge, Fionulda und Aodh, und als sie zum zweiten Male niederkam und die Knaben Fiachra und Conn gebar, starb sie.

Kurze Zeit darnach kam Lir wieder an den Hof seines Schwiegervaters und nahm die Schwester seiner Frau zum Weibe, da er glaubte, sie würde seinen Kindern eine zärtliche Mutter sein. Aber da irrte er sich, denn diese ärgerte sich so sehr über die Liebe ihres Mannes zu Fionulda, daß sie während eines ganzen Jahres das Bett nicht verließ. Ein böser Druide fand endlich die wahre Ursache ihrer Krank-

heit aus und beredete sie, ihrem Vater einen Besuch abzustatten, wobei sie die Kinder mitnehmen und unterwegs umbringen sollte.

Kurz darnach reiste sie mit denselben ab und da ihr Fuhrmann auf ihren verbrecherischen Plan nicht eingehen wollte, so war sie gezwungen, selber Hand an sie zu legen. Sie sagte ihnen also, sie sollten sich alle im nahen See baden, doch Fionulda beredete ihre Brüder, es nicht zu thun, worauf Alle durch den Druiden, der sie begleitet hatte, in Schwäne verwandelt wurden.

Als sie zu ihrem Vater kam und dieser nach seinen Enkeln fragte, sagte sie, sie seien krank; dieser aber merkte, daß etwas nicht richtig war, und berührte sie heimlich mit seinem Zauberstabe. Darauf fiel sie in tiefen Schlaf und erzählte in Gegenwart des ganzen Hofes ihre Frevelthat. Dann weckte er sie wieder auf und verwandelte sie, nachdem er ihr eine derbe Strafpredigt gehalten hatte, in einen grauen Adler, der bis in alle Ewigkeit die Luft durchsegeln sollte.

Nun gingen Alle an das Seeufer und ergötzten sich am Gesange der vier Schwäne. Bald aber flogen diese fort und flogen so nach dem Zauberspruche ihrer bösen Schwiegermutter dreihundert Jahre lang umher. Ihre menschliche Gestalt sollten sie erst dann wieder bekommen, wenn Männer mit glatten Köpfen nach Irland kämen und alle Leute daselbst ihre Tische in den östlichen Theil ihrer Häuser stellten.

Dreihundert Jahre flogen sie also zwischen Erin und Alba (Schottland) umher und als sie einst in ihrer Heimat die Messe singen hörten, erhielten sie ihre frühere Gestalt wieder und ließen sich taufen. Kurz darauf starben sie.

53.

Tits.

Ein alter Jäger in Kund konnte das Läuten der Kirchenglocken nicht ertragen und er zog daher nach Funen, woselbst er von den Gebräuchen des neueingeführten Christenthums nicht belästigt wurde.

Nun begegnete ihm eines Tages ein Mann aus seiner alten Heimat, bei dem er sich nach seinen alten Nachbarn erkundigte und ihn dann bat, einen Brief mitzunehmen.

„Es ist ein kleines Geheimniß damit verknüpft," sagte er; „ich werde ihn dir in die Tasche stecken und du darfst die Adresse nicht ansehen. Wenn du nach Kund kommst, wirfst du ihn einfach über die Mauer des Kirchhofs und dann wird ihn der richtige Mann schon finden."

Der Mann versprach es ihm, aber als er zurückgekehrt war, dachte er nicht mehr daran. Als er nun einst im Wiesenthale war, wo sich jetzt der Tiissee befindet, fiel ihm plötzlich der Brief wieder ein und er besah die Adresse. Dabei bemerkte er, daß Wasser daraus tropfte, was ihm so merkwürdig vorkam, daß er ihn öffnete. Da aber entstürzte ihm ein solcher Wasserstrom, daß er eiligst nach der nächsten Anhöhe flüchten mußte. Allmälig füllte sich das ganze Thal mit Wasser und der ganze See entstand.

Die Absicht des rachsüchtigen Jägers war, mit diesem schrecklichen Briefe die Kirche von Kund und vielleicht die ganze Stadt zu vernichten.

54.

Jakob und seine Kameraden.

Es war einmal eine alte Wittwe, die war so arm, daß sie nicht wußte, wie sie sich und ihren einzigen Sohn bis zur Zeit der Kartoffelernte ernähren sollte. Da sagte eines Abends Jakob zu ihr:

„Mutter, schlachte unser letztes Huhn und backe mir einen Kuchen, denn ich will fort in die weite Welt, um mein Glück zu suchen, und wenn ich es gefunden habe, so eile ich zurück und theile es mit dir."

Die Mutter that es auch und als sie ihm am nächsten Morgen auf eine kurze Strecke das Geleit gab, fragte sie ihn:

„Lieber Jakob, was hast du lieber, den halben Kuchen und das halbe Huhn mit meinem Segen, oder von beiden das Ganze mit meinem Fluch?"

„Welche Frage!" erwiderte Jakob erstaunt; „du weißt denn doch gut genug, daß ich deinen Fluch nicht mitnehme und wenn ich Damer's *) Reichthümer dadurch gewinnen könnte!"

*) Damer, ein Zeitgenosse von Jonathan Swift, war ein reicher Bankier in Dublin; sein Name hatte bei den irländischen Landleuten denselben Klang, wie der des Krösus bei den Griechen.

„Nun, so nimm,“ sagte die Mutter freudig lächelnd, „das Ganze mit und sei tausendfach gesegnet!“

Darauf zog er ab und die Mutter sah ihm so lange nach, bis sie ihn aus den Augen verlor.

Als er eine Zeitlang die Landstraße gewandert war, kam er an einen Teich, in dessen Schlamm sich ein alter Esel gefangen hatte. „Hilf mir, lieber Jakob,“ schrie er, „oder ich muß hier elendiglich ersaufen!“

„Das brauchst du nicht zweimal zu sagen,“ erwiderte der gutherzige Knabe und schleppte gleich die schwersten Steine, die in der Nähe herumlagen, herbei, und warf sie in's Wasser, so daß der Esel festen Fuß fassen und den trockenen Boden erreichen konnte.

„Ich danke dir,“ sagte der Esel tiefgerührt, „und wenn ich einmal etwas für dich thun kann, so soll's ebenfalls mit der größten Bereitwilligkeit geschehen. Aber nun sage mir auch, wohin du eigentlich gehst!“

„Ich bin auf dem Wege, mein Glück zu suchen!“

„Da solltest du mich mitnehmen; wer weiß, was wir Beide noch Alles erleben werden!“

„Von Herzen gern!“ erwiderte Jakob und Beide gingen fort und kamen in ein kleines Dorf, wo ein Rudel ungezogener Buben hinter einem Hunde herlief, dem sie einen alten Theekessel an den Schwanz gebunden hatten. Da er gerade auf die beiden Reisenden zulief, so ließ der Esel auf einmal seine rauhe Stimme so laut erschallen, daß alle Jungen, so schnell es ihre Beine erlaubten, fortliefen und glaubten, der leibhaftige Teufel sei hinter ihnen her.

„Herzlichen Dank!“ sagte der gerettete Hund, „doch darf ich auch wissen, wo du und dieses graue Thier hingehen?“

„Wir wollen unser Glück suchen und da, wie es scheint, du hier auch nicht zu viel davon hast, so mache dich auf und geh' getrost mit!“ Darnach verließen sie zusammen das Dorf und setzten sich unter einen alten Baum, um sich ein wenig auszuruhen. Jakob zog seinen Kuchen hervor und theilte ihn redlich mit dem Hunde, und der Esel ergötzte sich an den umstehenden Disteln.

Während sie sich so recht gütlich thaten und unterhielten, kam eine halbverhungerte Katze zu ihnen gelaufen und miaute so jämmerlich, daß man hätte weinen mögen.

„Du siehst ja aus," sagte Jakob zu ihr, „als wenn du vor dem Frühstück schon auf elf Dächern herumgewandert wärest; hier ist ein Knochen für dich, ich glaube, du findest auch noch etwas Fleisch daran!"

„Mögen deine Kinder nie einen hungrigen Magen kennen lernen," erwiderte dankbar die Katze; „darf ich auch fragen, wo ihr hingeht?"

„Wir wollen unser Glück suchen, und da die Straße breit genug ist, so kannst du mitgehen!"

Das ließ sich denn die Katze nicht zweimal sagen und schloß sich der Gesellschaft an.

Als nun ihre Schatten dreimal so groß wie sie selber geworden waren, kam ihnen ein Fuchs mit einem schönen schwarzen Hahne im Maule in den Weg gelaufen.

„Verwünschter Hallunke!" schrie der Esel entrüstet, und der Hund machte sich gleich hinter ihm her. Als dies Reineke sah, ließ er den Hahn wie eine heiße Kartoffel fallen und verschwand so schnell es seine Beine erlaubten.

„Gott sei Dank!" sagte der Hahn, „ich kann von Glück sagen, daß ich euch begegnet bin, und wenn ihr mich mitnehmen wollt, so seid versichert, daß ihr nie einen undankbaren Gefährten in mir finden werdet!"

Darauf marschirten sie weiter. Inzwischen war es Abend geworden und da weder Hütte noch Haus in der Nähe war, so sprach Jakob: „Es ist ja Sommer und je ungünstiger das Glück jetzt, desto besser zeigt es sich ein andermal. Laßt uns in den Wald gehen und im reichen Grase eine Schlafstätte suchen."

Und so thaten sie auch. Jakob legte sich in's Gras, der Esel ruhte dicht bei ihm und der Hund und die Katze legten sich in seinen Schooß und der Hahn setzte sich auf den nächsten Baum.

Als sie so eine Zeitlang geschlafen hatten, fing der Hahn an auf einmal so laut zu krähen, daß der Esel aufwachte und fragte, was denn eigentlich los sei.

„Der Tag bricht an," erwiderte der Hahn, „siehst du nicht das Licht dort?"

„Allerdings sehe ich ein Licht," antwortete der Esel, „aber es ist nicht die Sonne, sondern eine Kerze; da wir aber einmal wach sind, so laßt uns zusammen hingehen und sehen, ob wir nicht ein besseres Quartier finden."

Darauf rafften sich auch die Andern auf und gingen dem Lichte zu. Als sie ziemlich nahe waren, schallte ihnen fröhliches Gelächter und Singen entgegen, und Jakob sagte:

„Leise, Kameraden, geht auf den Fußspitzen, damit wir erst ermitteln können, mit welchen Leuten wir hier zu thun haben."

Sie schlichen sich also unbemerkt an's Fenster und sahen nun sechs mit großen Messern und Pistolen bewaffnete Räuber in einem Zimmer sitzen und sich bei Bier, Schnaps und Wein gütlich thun.

„Das war ein glücklicher Zug!" rief einer der Räuber, „doch wenn uns Lord Dunlavin's Hausknecht nicht gewogen gewesen wäre, so hätten wir doch am Ende leer abziehen müssen; laßt uns ein Glas auf seine Gesundheit leeren!"

„Der Hausknecht soll leben!" schrieen nun alle Räuber einstimmig, und Jakob sagte zu seinen Reisegefährten: „Stellt euch Alle in Reih' und Glied und gebt auf mein Kommando Acht!"

Darauf setzte der Esel seine Vorderfüße auf die Fensterbank, der Hund kletterte auf seinen Kopf, die Katze setzte sich ihm auf den Kopf und der Hahn flog auf die Katze. Dann gab Jakob ein Zeichen und Alle fingen auf einmal an, wie rasend zu singen. Ya, Ya! brüllte der Esel; Wau, Wau! bellte der Hund; Miau, Miau! sang die Katze und Kikeriki! rief der Hahn.

„Die Pistolen zurecht!" kommandirte Jakob; „denn Keiner darf lebendig das Haus verlassen! Feuer!"

Darauf zertrümmerten sie alle Fensterscheiben, und die Räuber erschraken so sehr, daß sie Tische und Stühle umwarfen und zur Hinterthüre hinaus in den Wald liefen.

Als dies die Reisenden sahen, gingen sie in das Haus, steckten die Lichter, welche die Räuber ausgeblasen hatten, wieder an, schlossen die Fensterläden und aßen und tranken nach Herzenslust. Darnach legten sie sich schlafen; Jakob legte sich in's Bett, der Esel fand ein angemessenes Unterkommen im Stall, der Hund legte sich vor die Hausthüre, die Katze suchte sich ein warmes Plätzchen am Herde und der Hahn flog auf's Dach.

Als sich die Räuber im Walde wieder zusammengefunden hatten und sich sicher fühlten, sagte der Eine: „Es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem feuchten Grase und unserm warmen Zimmer;" und der Andere bedauerte, daß er einen zarten Schweinefuß vor

Schreck verloren hatte. „Ich habe," seufzte der Dritte, „kaum einen Theelöffel voll aus meinem letzten Glase getrunken, und dann denkt nur an all' das schöne Gold und Silber, das wir zurückgelassen haben!"

„Ich will zurückgehen," sagte darauf der muthige Hauptmann, „und zusehen, ob ich noch etwas retten kann!"

Der hat das Herz auf dem rechten Fleck, dachten die Andern bei sich, aber Keiner wagte es, mit ihm zu gehen.

Als er nun vor die Thüre kam, trat er unversehens dem Hunde auf den Schwanz, was ihm sehr theuer zu stehen kam; denn die Male, die es ihm einbrachte, blieben während seines ganzen Lebens sichtbar.

Da alle Lichter im Hause ausgelöscht waren und nur noch das Feuer im Herde brannte, so schritt er darauf zu; doch da zerkratzte ihm die Katze dermaßen das Gesicht, daß er aussah, als habe er es mit Blut gewaschen.

„Wäre ich nur aus diesem unglücklichen Hause," seufzte er und taumelte nach der Thüre. Doch da flog ihm plötzlich der Hahn auf den Kopf und ließ mit seinen Klauen keine heile Stelle daran.

„Gefühllose Vagabunden!" schrie er, als er sich wieder erholt hatte und unversehens in den Stall gerathen war. Doch der Esel daselbst blieb ihm die Antwort nicht schuldig und gab ihm einen solchen Tritt auf den breitesten Theil seiner Beinkleider, daß er bewußtlos auf den Misthaufen stürzte.

Als er wieder zu sich gekommen war und ausgefunden hatte, daß ihn seine Beine noch tragen konnten, eilte er wieder dem Walde zu.

„Nun, wie sieht's aus," riefen die Räuber, als sie ihn kommen sahen, „werden wir unser Eigenthum wieder bekommen?"

„Seht ihr lieber selbst zu," ächzte der Hauptmann, „denn ich denke vorläufig an andere Dinge. Ach, will mir nicht Einer ein weiches Lager aus Gras zurecht machen? Alles Heftpflaster in Enniscorthy reicht nicht hin, die Risse und Schnitte an meinem Körper zu verkleben! O, wenn ihr nur wüßtet, in welche Gefahr ich mich euertwegen begeben habe! Als ich vor die Thüre kam, stieß ich gegen den Tisch eines Schusters, und wie dieser Hallunke sich mit einer Ahle an mir rächte, kann ein Blinder sehen. Dann ging ich in die Küche, um mir ein Licht anzuzünden, und dort rannte ich

gegen eine alte Frau, die eben den Flachs durch die Hechel zog. Wie spitz ihre Hechel war, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Als ich darnach wieder die Thüre hinausging, flog mir etwas auf den Kopf, das sicherlich der Teufel selber gewesen sein muß, denn irgend ein anderes lebendes Wesen ist solcher Grausamkeit nicht fähig. Dann kam ich in den Stall, wo ich aber einen solchen Schlag mit einem Schmiedehammer erhielt, daß ich eine halbe Meile weit flog. Wenn ihr mir nicht glauben wollt, so geht hin und überzeugt euch!"

„O, wir glauben's ja gerne," erwiderten die Räuber, „und der Teufel soll uns holen, wenn wir uns diesem verwünschten Hause jemals wieder auf einen Tagesmarsch nähern."

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, standen Jakob und seine Gefährten auf, machten sich ein köstliches Frühstück zurecht und beschlossen, zu Lord Dunlavin zu gehen und ihm sein Geld wieder zurückzubringen. Jakob füllte es in einen großen Sack und legte ihn dem Esel auf den Rücken und dann ging's munter und guter Dinge dem Schlosse zu.

Der diebische Hausknecht stand vor der Thüre und betrachtete die fremden Gäste mit verdächtigem Blicke. „Was wollt ihr hier?" fragte er sie, „wir haben keinen Platz für euch!"

„Was wir wollen," erwiderte Jakob, „hast du sicherlich nicht, nämlich etwas Höflichkeit!"

„Macht, daß ihr fortkommt!" schrie der Hausknecht ärgerlich, „oder ich hetze augenblicklich die Hunde auf euch!"

„Weißt du auch," sagte darauf der Hahn, der auf dem Esel saß, „wer letzte Nacht den Räubern die Thüre öffnete?"

Das Gesicht des Hausknechtes ward plötzlich so roth wie der Kamm des Fragers, und der Lord, der mit seiner Tochter zum Fenster heraussah, sagte ihm, er solle doch antworten.

„Lieber Herr, glaubt doch den Hallunken nicht, daß ich den sechs Räubern die Thüre aufgemacht habe," erwiderte der Hausknecht.

„Aber woher weißt du denn, daß es gerade sechs Räuber waren?" fragte der erstaunte Lord.

„Laßt es gut sein, lieber Lord," sagte Jakob darauf, „all' euer Gold und Silber ist hier in diesem Sacke und ich hoffe, daß ihr uns auf ein paar Stunden eine Ruhestelle und etwas Essen nicht verweigern werdet."

„Sicherlich nicht!“ erwiderte der Lord, und wenn ich es einigermaßen fertig bringen kann, so soll Niemand von euch jemals wieder einen unglücklichen Tag erleben!“

Darauf quartierten sich denn der Esel, der Hund und der Hahn in Hof und Garten ein und die Katze fand bald ein angenehmes Plätzchen in der Küche.

Jakob erhielt fürstliche Kleider und eine goldene Uhr mit einer großen Kette. Darnach ließ er auch seine alte Mutter kommen, um an seinem Glücke theilzunehmen.

Und als Jakob eine Zeitlang in dem Schlosse gelebt und sich als ein treuer und wackerer Diener gezeigt hatte, gab ihm der Lord seine Tochter zur Gemahlin, und keiner seiner Reisegefährten beklagte es je, sich ihm angeschlossen zu haben.

55.

Die drei Kronen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Die beiden ältesten waren sehr stolz und eingebildet, aber die jüngste war desto besser in jeder Beziehung. Nun kamen eines Tages drei Prinzen, um sie zu heiraten, und zwei davon waren gerade desselben Charakters wie die ältesten; nur der jüngste war ein ganz liebenswürdiger, anspruchsloser Jüngling.

Als diese drei Paare einst mit dem König an den See spazieren gingen, sprach sie ein armer Mann um eine kleine Gabe an; doch nur das jüngste Paar gab ihm außer freundlichen Worten ein ansehnliches Geschenk; die Uebrigen würdigten ihn kaum eines Blickes.

Am Ufer des See's stand ein wunderschönes Boot, in das sich Alle setzten; die Jüngste hatte zwar anfangs keine rechte Lust, da sie es für verzaubert hielt, doch ließ sie sich zuletzt von ihrem Vater bereden, sich ebenfalls hineinzusetzen.

Kaum hatten sie sich vom Ufer entfernt, da sprang ein winziger, kaum sieben Zoll hoher Zwerg unter einem Sitze hervor und befahl ihnen in barschem Tone, sich ruhig zu verhalten. Die Prinzen, denen

eine solche Sprache ungewohnt vorkam, griffen augenblicklich nach dem Schwerte, doch Keiner davon konnte es aus der Scheide ziehen.

„Sagt euren Bräuten auf unbestimmte Zeit Lebewohl,“ sagte der Zwerg zu den Männern, „denn euer mitleidsloses Betragen muß bestraft werden. Der jüngste Bräutigam braucht sich jedoch nicht zu grämen, denn er wird seine Prinzessin zur rechten Zeit wiederfinden und glücklich mit ihr werden. Böse Leute sind nicht reich, auch wenn sie nichts als Gold am Leibe haben. Banacht lath!“

Die Mädchen rangen verzweiflungsvoll ihre Hände, aber keines konnte ein Sterbenswörtchen sprechen. Inzwischen flog das Schiffchen pfeilschnell über den See und war am jenseitigen Ufer, ehe sich eine Katze hätte die Pfote naß machen können. Nun mußten die Männer aussteigen und die Jungfrauen wurden vom Zwerge an einer seidenen Schnur in einen tiefen Brunnen gelassen, von dessen Existenz vorher Niemand etwas gewußt hatte. Als die letzte verschwunden war, sprach der jüngste Prinz: „Laß mich auch hinab; ich will sie entweder zurückbringen oder mein Leben dabei verlieren!“

„Ich bin der Aelteste,“ erwiderte ein anderer Prinz, „und habe das Vorrecht.“ Da sich die Andern damit einverstanden erklärten, so ließen sie ihn zuerst in den Brunnen. Doch sie warteten vergebens auf ein Zeichen von ihm und gingen dann, als es anfing dunkel zu werden, ohne ihn nach Hause. Am nächsten Tage wurde der Zweite und, als dieser ebenfalls Nichts von sich hören ließ, am dritten Morgen der Jüngste hineingelassen.

Als er unten am Boden war, sah er sich in einer reizenden Gegend; vor ihm war ein schönes Wäldchen und hinter ihm ein weites, grünes Feld mit einem stolzen Schlosse darauf und von oben lachte der blaue Himmel auf ihn herab.

Da das Schlößchen weit offen stand, so ging er ruhig durch den Hofraum in die innern Gemächer, von denen immer eines schöner als das andere war. Das letzte war das allerschönste und darin stand ein fein gedeckter Tisch mit den kostbarsten Delikatessen. Da er nun trotz seines großen Hungers nicht uneingeladen zugreifen wollte, setzte er sich still an den Kamin und wartete, bis Jemand käme. Und da brauchte er nicht lange zu warten, denn bald trat der Zwerg mit der jüngsten Prinzessin am Arme herein und fragte: „Aber warum issest du nicht?“

„Der Anstand erfordert, daß man dies nicht eher thut, bevor man eingeladen worden ist.“

„So dachten die Andern freilich nicht; kaum waren sie eingetreten, so machten sie sich auch darüber her und als ich mir über dieses freie Benehmen einige Bemerkungen erlaubte, wurden sie grob und schimpften mich aus. Jetzt werden sie wohl keinen Hunger mehr verspüren.“

Dabei deutete er auf zwei marmorne Statuen in einer Nische Der Prinz erschrak zu Tode, sagte aber kein Wort. Darauf mußte er sich mit seiner Braut zu Tische setzen und als Beide gegessen und getrunken hatten, sprach der Zwerg zum Prinzen:

„Du mußt heute mit der Sonne reisen und wenn sie untergeht, wirst du in das Schloß eines Riesen kommen, in dem sich die zweite Prinzessin befindet. Am nächsten Tage reisest du in derselben Richtung weiter und dann wirst du auch die dritte in einem Schlosse bei einem Riesen finden. Bringe sie Beide mit; sie werden von nun an etwas mildthätiger gegen die Armen sein und sie wie Ihresgleichen behandeln.“

Mit Sonnenuntergang erreichte der Prinz das erste Schloß. Die Prinzessin war fast vor Freude außer sich und wollte ihm gleich ein gutes Abendessen bereiten, doch da hörte sie plötzlich den Riesen vor der Thüre und sie versteckte den Prinzen schnell in ihrem Schlafgemach. Der Riese trat ein, schnüffelte herum und sagte: „Ich rieche Menschenfleisch in der Nähe!“

„Du irrst dich,“ erwiderte die Prinzessin, „ich habe heute ein junges Kalb geschlachtet.“

„Dann gib es her, denn ich bin hungrig.“ Sie that so und der Riese setzte sich wieder, aß das ganze Kalb auf einmal auf und trank ein großes Faß voll Wein dazu.

„Aber ich rieche das Menschenfleisch noch immer in meiner Nähe,“ sagte er, als er fertig war.

„Du bist schläfrig, lege dich nun in's Bett.“

„Du hast Recht; aber sage mir doch zuerst, wann du mich eigentlich heiraten willst?“

„Am heiligen Tibb's Abend.“

„Wann das ist, weiß ich nicht; doch es scheint mir, als verzögertest du die Hochzeit absichtlich!“

Wenige Augenblicke darnach fiel er in tiefen Schlaf und der Prinz konnte unbehindert seine Weiterreise antreten. Am Abende kam er in das Schloß der ältesten Prinzessin, wo ihm dasselbe passirte. Als diese ihren zukünftigen Gemahl in tiefen Schlaf gesungen hatte, holte sie seine beiden schnellsten Pferde aus dem Stalle und fort ging's über Stock und Stein zur zweiten Schwester, die sie auf einem Pferde erwartete. Die Riesen jagten ihnen zwar nach, aber ehe sie sie einholten, waren sie bereits innerhalb der Zauberhecke des Zwerges in Sicherheit.

Die jungen Mädchen waren fast außer sich vor Freude und um dieselbe zu erhöhen, berührte der Zwerg die beiden Statuen mit seiner Zauberruthe und diese erhielten ihre frühere Gestalt wieder. Darnach setzten sich Alle seelenvergnügt an den Tisch und aßen und tranken nach Herzenslust. Als sie damit fertig waren, führte sie der Zwerg in ein hohes Gemach, in dem alle Gegenstände von Gold und Silber waren. Auf einem Tische lagen drei Kronen, die glänzten so hell, daß man sie kaum ansehen konnte. Jede der Prinzessinnen erhielt eine zum Geschenk und der Zwerg sagte: „Nehmt diese Kronen in Acht und laßt euch darin trauen und zwar Alle an einem Tage, wenn ihr meinen Fluch fürchtet. Gehet nun eure Wege!"

Darnach nahmen sie zärtlichen Abschied und ein Paar nach dem andern setzte sich in einen Korb und ließ sich von den oben wachenden Dienern hinaufziehen.

Als die Reihe an das jüngste Paar kam, riefen die Diener herunter, das Seil sei für zwei Personen nicht mehr stark genug und die Prinzessin möge sich deshalb allein in den Korb setzen. Sie that es auch; doch da sie den andern Prinzessinnen nicht traute, so gab sie ihrem Bräutigam die Krone und sagte, er solle, wenn die Reihe an ihn käme, einen schweren Stein in den Korb legen und unten abwarten, was sie thun würden.

Ihr Verdacht war ein begründeter. Als der Korb halbwegs oben war, ward das Seil plötzlich durchgeschnitten und es wäre sicherlich kein Knochen am Prinzen ganz geblieben, wenn er sich darin befunden hätte.

Diesem blieb nun nichts Anderes übrig, als zum Zwerge zurückzugehen und ihm seine Noth zu klagen.

„Gräme dich nicht darüber," sagte der Zauberer darauf; „so lange du bei mir bist, soll es dir an Nichts fehlen."

Zu essen und zu trinken war freilich genug da, aber dies allein tröstete den Prinzen nicht und er war nahe daran, zu verzweifeln. Da sprach eines Tages der Zwerg zu ihm: „Ich glaube, mein lieber Prinz, das Leben in meinem Schlosse wird dir allmälig doch zu langweilig!"

„Ja, wenn ich meine Prinzessin hier hätte, würde mir freilich die Zeit rascher vergehen!"

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen; doch das wird sich Alles schon machen. Bewahre die Krone nur recht gewissenhaft und wenn du mich brauchst, so öffne einfach diese Schnupftabaksdose, die mein gewöhnlicher Schlafplatz ist. Gehe heute einmal in dem Garten spazieren und wenn du müde bist, kommst du wieder zurück!"

Der Prinz ging fort und blickte in tiefes Nachdenken versunken beständig vor sich hin. Wie lange er so hinschlenderte, wußte er selber nicht und als er endlich seine Augen aufrichtete, sah er sich im Hofe eines Schmiedes, ungefähr eine Meile von dem Schlosse seiner Verlobten.

„Es ist eine Schande," sagte der Schmied, „daß ein so kräftiger, junger Mann in zerrissenen Kleidern herumläuft und nicht arbeitet! Wenn du den Hammer schwingen willst, dann komme her; du wirst es nicht umsonst thun!"

Der Prinz trat in die Schmiede und arbeitete fleißig mit.

Am andern Tag kam ein geschwätziger Schneider zum Schmied und erzählte ihm allerlei wichtige Neuigkeiten. Er war im königlichen Palaste gewesen und hatte zugesehen, wie die beiden Prinzen mit ihren Bräuten in die Kirche gingen, um sich trauen zu lassen. Als sie jedoch vor dem Altare standen, öffnete sich plötzlich der Boden unter ihnen und sie sanken hinunter in die Grabgewölbe und wie sie wieder herausgezogen wurden, waren sie voller Schmutz, daß die Farben an ihren Hochzeitskleidern nicht mehr zu unterscheiden waren. Darauf erklärte der König, daß es Vermessenheit sei, die Hochzeit zu feiern, ehe seine jüngste Tochter ihre Krone wieder habe. Wer sie ihm bringe, dem gebe er das Mädchen zur Frau.

„Ich wünsche, ich könnte es," sagte der Schmied, „aber ich glaube, es ist Keiner auf der ganzen Erde, der eine solche Krone schmieden kann."

„Ein Feigling hat noch nie eine Jungfrau gewonnen," erwiderte

der Prinz, „und wenn du mir heute das Muster der verlangten Krone besorgst, so soll sie morgen früh fertig sein."

„Ist das dein Ernst?" fragte der Schmied erstaunt.

„Gewiß!"

Darauf lief dann der Schmied in den Palast, brachte sein Anliegen vor und da er allgemein als ein ehrlicher Mann bekannt war, so gab ihm der König eine Krone als Muster mit.

Der Prinz hämmerte nun die ganze Nacht durch in der Schmiede, ließ aber Niemanden zu sich herein und als der Meister am nächsten Morgen aufstand, fand er die Krone fertig. Nun sollte der Prinz mit zum Könige gehen, aber er wollte nicht.

„Was soll ich nun thun," sagte der König, als ihm der Schmied die Krone überreichte, „du bist ein verheirateter Mann und wirst unter diesen Umständen meine Tochter nicht zur Frau verlangen können!"

„Gewiß nicht!" erwiderte der Schmied; „auch habe ich die Krone nicht selber gemacht, sondern ein Landstreicher, der seit zwei Tagen bei mir beschäftigt ist."

„Dann wird er der Gemahl meiner Tochter!"

„Das bin ich auch zufrieden!" sprach die Prinzessin freudig; denn sie hatte inzwischen die Krone genau angesehen und sich überzeugt, daß sie von ihrem Liebsten kam.

Darauf bat der König den ältesten Prinzen, seine beste Kutsche zu nehmen und den kunstgeübten Schmied in den Palast zu bringen. Daß er es sehr ungern that, ist wohl nicht nöthig zu sagen.

„Bist du der Kerl, der die Krone gemacht hat?" fragte er den Prinzen, als er in die Schmiede trat.

„Der bin ich!"

„Dann wasche und kämme dich und steige in die Kutsche, denn der König wünscht dich zu sehen. — Die Prinzessin thut mir leid!"

Der junge Prinz stieg ein und als er sich in der Nähe des Palastes sah, zog er die Schnupftabaksdose, die er sammt dem Zwergen darin mitgenommen hatte, heraus und öffnete sie.

„Was fehlt dir jetzt noch?" fragte der Zauberer.

„Lasse die Kutsche mit schweren Steinen füllen, ich werde mich unbemerkt fortschleichen!"

„Soll gleich geschehen!"

Und es geschah auch augenblicklich. Als der König die Kutsche ankommen sah, lief er ihr eiligst entgegen, um seinen zukünftigen Schwiegersohn zu empfangen. Doch wie er die Thüre öffnete, begrüßte ihn ein solcher Steinregen, daß er besinnungslos niederfiel. Der Prinz entschuldigte sich, so gut er konnte, doch ward allgemein angenommen, daß er unhöflich gegen den jungen Schmied gewesen sei.

Nun mußte der zweite Prinz gehen. Da er nicht besser als sein Kamerad war, so ward ihm unterwegs die Kutsche mit Koth gefüllt und der König kam in noch größere Verlegenheit, als er den Schlag aufmachte.

„Der Fuchs hat keinen bessern Boten als sich selbst," sagte der König darauf und fuhr nach der Schmiede. Er bat den jungen Mann, sich neben ihn zu setzen, doch dieser sagte, er wolle lieber die Pferde lenken und auf dem Bock sitzen.

Unterwegs zog er die geheimnißvolle Schnupftabaksdose heraus und öffnete sie.

„Was willst du?" fragte der Zwerg.

„Gib mir Kleider, welche meinem Range entsprechen!"

„Die sollst du haben. Und hiermit sage ich dir Lebewohl. Die einzige Lehre, die ich dir noch zum Abschied gebe, ist: Liebe dein Weib!"

Darauf verschwand er. Als die Kutsche vor dem Palaste ankam, öffnete sie der Prinz selber und sprang heraus und das erste, was er that, war, daß er seine geliebte Braut zärtlich umarmte. Bald fand dann auch die Hochzeit statt und die beiden ältesten Paare verließen darnach den Palast; der junge Prinz aber blieb mit seiner lieben Frau beim alten Könige.

56.

Die Milch der weißen Kühe.

Vor vielen, vielen Jahren, als Irland noch so dicht mit Wald bewachsen war, daß man auf den Baumspitzen bequem von Kilmealshal bis zur Lady-Insel gehen konnte, lebte in Enniscorthy ein Ritter mit einem Sohne und drei verheirateten Töchtern. Diesem ward eines

Tages durch den Thurmwärter angezeigt, daß sich eine große Anzahl schwerbewaffneter Fremder dem Schlosse nähere und allem Aussehen nach feindliche Absichten hegte. Gleich machten sich Alle kampfbereit und sobald die Wälschen oder Waldleute gelandet waren, begann die Schlacht. Diese dauerte mit wechselndem Glücke bis zum Abend; alsdann fragte der Führer der Fremden an, ob sie sie nicht lieber am nächsten Tage fortsetzen und die Nacht über ruhen sollten. Damit war denn auch der Fürst von Enniscorthy zufrieden, doch als er sich mit seinen Leuten in das Schloß zurückziehen wollte, wurden diese auf einmal von einem furchtbaren Pfeilregen überrascht. Zum großen Glücke wurden nur Wenige getroffen, und diese dem Anscheine nach nicht einmal tödtlich; bald aber brannten ihre Wunden so sehr, daß sie nicht mehr weiter konnten. Der nächste Pfeilregen tödtete die drei Schwiegersöhne des Fürsten auf der Stelle und die Uebrigen suchten die Verwundeten so schnell wie möglich nach dem Schlosse zu schaffen.

Die älteste Tochter des Fürsten hatte sich ebenfalls auf den Kampfplatz gewagt und ihren Gemahl, nachdem er gefallen war, in das Haus getragen. Als sie ihm nun den Pfeil aus der Wunde zog, verletzte sie sich den Finger damit und klagte kurz darauf über unbeschreibliche Schmerzen. Niemand wußte Rath und wie sie sich so Alle mit fragenden Blicken ansahen, kamen, ohne daß man bemerkt hatte, woher, zwei Ritter, ein alter und ein junger, und ein Druide in das Schloß. Als der junge Ritter die sterbende Prinzessin erblickte, nahm er ihren verwundeten Finger in den Mund und begann daran zu saugen. Inzwischen ließ sich der Druide ein großes Gefäß bringen und füllte es mit Wasser aus dem Slaney-Flusse und dann bat er die Umstehenden, alle weißen Kühe zu melken und die Milch hereinzubringen.

Nachdem dies geschehen war, wusch er die Verwundeten, die noch am Leben waren, damit, worauf sie gleich genasen. Auch die Prinzessin wurde in dieser Weise gerettet. Darnach wurde den Fremden zu Ehren ein großes Essen veranstaltet und als dies vorbei war, erzählte der alte Ritter, daß auch er früher mit seinen Leuten in Irland gewohnt habe, dann aber durch Seeräuber nach Griechenland geführt worden sei. Seine Tochter sei mit ihm gezogen, von den Fremden jedoch sehr schlecht behandelt worden. Vor Kurzem habe er sich nun ein Schiff verschafft und sei wieder nach seiner Heimat

gefahren; doch wolle er hier nicht bleiben, sondern mit den wenigen seiner Leute nach Schottland gehen.

Am nächsten Morgen fand die Fortsetzung der Schlacht statt, aber die Wälschen wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen und mußten abziehen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

Der junge Ritter heiratete darnach die verwittwete Prinzessin und zwei seiner Waffengenossen die beiden andern Wittwen. Darnach zogen sie nach Schottland und man glaubt, daß das gute Einvernehmen, welches zwischen den Irländern und den schottischen Hochlandbewohnern bis auf den heutigen Tag besteht, in jener Begebenheit seinen Grund hat.

57.

St. Patrick und die Druiden.

Der König hatte am Bealteine*)-Abend seine vornehmsten Ritter in Tara versammelt und der Hauptpriester der Druiden stand bereit, das heilige Feuer anzuzünden, als der König ein anderes Feuer auf einem östlichen Hügel bemerkte.

„Wer erlaubt sich," rief er wüthend aus, „sein Feuer anzuzünden, ohne daß wir mit dem unsrigen zuerst das Zeichen dazu gegeben haben?"

„König," erwiderte der Druide, „wenn dies Feuer nicht augenblicklich ausgelöscht wird, so wird es unsere heiligen Gebräuche zerstören und der Verwegene wird Irland bis an's Ende der Zeit regieren."

„Löscht sein Feuer aus und laßt ihn herbringen!"

„Ich werde mit einigen Leuten gehen," antwortete der Druide; „aber diejenigen, welche zurückbleiben, müssen dem unerlaubten Feuer den Rücken kehren. Auch müssen sie inzwischen unsern heiligen Scheiterhaufen anzünden, damit sich ganz Erin an seinem Lichte erfreue. Niemand darf dem Fremden bei seiner Ankunft Ehre erzeigen!"

Darnach ging der Druide mit einigen Priestern und Rittern fort.

*) Ostersonntag. Das betreffende Fest wurde jedoch stets am 1. Mai gefeiert.

„Was sollen diese Beschwörungen?“ fragte er barsch, als er bei den Fremden war und ihre zahlreichen Bücher und eigenthümliche Kleidung bemerkte; „löscht das verderbliche Feuer augenblicklich aus und begleitet mich zum Könige!“

Als sie beim Könige ankamen, stand Niemand außer dem alten Druiden Dubhthach und dem jungen Dichter Fiech auf, sie zu begrüßen, was ihnen indeß übel bemerkt wurde.

Der König sah die Fremden mürrisch an und sagte: „Kennt ihr nicht das Gesetz dieses Landes, daß Niemand am Bealteine das Feuer anzünden darf, ehe er den Scheiterhaufen von Tara leuchten sieht? Wißt ihr auch nicht, daß jeder Zuwiderhandelnde sein Leben verwirkt?“

Darauf fing Patrick an, von der Dreieinigkeit Gottes, vom Sündenfall, der Erlösung und dem ungesetzlichen Götzendienst zu predigen und bat die Anwesenden, die neue Religion anzunehmen und sich der ewigen Seligkeit zu versichern. Und er predigte nicht ganz tauben Ohren; der König ließ ihm und seinen Gefährten Nachtherberge anweisen und ersuchte die Druiden, am nächsten Morgen mit ihm zu disputiren.

Am folgenden Morgen erschienen Tausende von Neugierigen, um dem wichtigen Wortgefechte zu lauschen.

„Wenn der Sohn Gottes,“ fing der Oberpriester der Druiden an, „die Welt erlöst und er dich zu uns geschickt hat, so wäre es gut, wenn du die Wahrheit deiner Aussage durch ein Wunder bewiesest!“

„Ich mag die Vorsehung nicht herausfordern, um eure Neugierde zu befriedigen,“ erwiderte der Heilige bescheiden.

„Nun, dann werde ich dir etwas zeigen, was du mir nicht nachmachst.“

Darauf beschrieb er mit seinem Zauberstabe einen Kreis in der Luft, murmelte einige Beschwörungsformeln dazu und alsbald fiel ein mehrere Fuß hoher Schnee und es ward so kalt, daß den Leuten die Zähne klapperten.

„Du hast deinen Anhängern keinen lobenswerthen Dienst erwiesen,“ sagte St. Patrick; „laß lieber die warme Sonne scheinen und banne Eis und Schnee weg!“

„Das kann ich nicht vor morgen früh,“ erwiderte er.

„Du hast also nur die Gabe, Böses zu thun; dein Meister hat es sicherlich nicht gut mit dir gemeint.“ Nun machte er das Zeichen des Kreuzes und der Schnee sank in den Boden, was ihm den einstimmigen Beifall der Anwesenden einbrachte.

„Seht her, was ich jetzt thun werde!“ rief der Druide ärgerlich, und gleich umgab Alle dichte Finsterniß. Auf das Gebet des Heiligen verschwand sie jedoch bald wieder.

Der König wünschte noch andere Beweise und sprach zu Beiden: „Ein Jeder werfe sein Buch in's Wasser und das, welches unbenäßt bleibt, enthält die reine Wahrheit!“

„Damit bin ich nicht einverstanden,“ entgegnete der Druide; „mein Feind beherrscht das Wasser!“

„Dann werft eure Bücher in's Feuer!“

„Er hat auch das Feuer in seiner Macht!“

„Jetzt habe ich aber genug der Widerrede! Ein Jeder von euch setze sich in eine Hütte aus dürren Zweigen, die darnach angezündet werden sollen!“

„Nein,“ fiel St. Patrick ein, „laßt eine aus grünen Zweigen bauen; diese werde ich meinem Widersacher überlassen.“

Darauf bat der junge St. Benin, ein Begleiter St. Patrick's, sich in die dritte Hütte setzen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde.

Ehe er hineinging, wechselte er mit dem Druiden den Mantel und dann wurden beide Hütten zu gleicher Zeit angezündet.

In einem Augenblicke war die grüne Hütte mit dem Druiden in einen Haufen Asche verwandelt; nur der Mantel des jungen Priesters blieb unversehrt. Die Hütte St. Benin's verbrannte auch mit dem Mantel des Druiden; dem Apostel aber wurde dabei kein Haar versengt.

Darauf erklärten sich Alle für den Glauben St. Patrick's.

58.

Wie St. Eloi von seinem Stolze kurirt wurde.

Ehe St. Eloi Priester ward, war er ein reicher Goldschmied, der sich auch zuweilen mit dem Anfertigen von Hufeisen beschäftigte.

Den ganzen Tag prahlte er, daß ihm Niemand auf der ganzen Erde an Geschicklichkeit gleichkomme und daß er es mit Jedem aufnehmen wolle.

Nun kam eines Tages ein Reisender vor sein Haus und fragte ihn, ob er ihm nicht erlauben wolle, seinem Pferde ein Hufeisen festzunageln. Eloi war damit zufrieden und nahm sich vor, den Fremden einmal gründlich auf die Probe zu stellen. Doch wie erstaunte er, als jener ein Vorderbein seines Pferdes ausriß, damit in die Schmiede lief und, nachdem er das Hufeisen befestigt hatte, es wieder ansetzte und dann weiter ritt. „Das bringst du doch nicht fertig!“ sagte er zum Abschied.

„Das werde ich dir gleich zeigen,“ erwiderte Eloi, „verweile nur einen Augenblick.“

Darauf ließ er eins seiner Pferde holen, riß ihm ein Bein aus und schmiedete ein Hufeisen daran. Als er aber das Bein wieder ansetzen wollte, war seine Kunst zu Ende. Das Pferd lag am Boden und war durch den Blutverlust so schwach geworden, daß man mit jedem Augenblicke sein Ende erwartete.

„O, was für ein elendes Geschöpf bin ich doch!“ rief Eloi klagend aus; „mein schönstes Pferd habe ich grausam meinem Stolze geopfert!“

„Glaubst du, daß dich dieses Unglück von deinem Stolze befreit hat?“ fragte der Fremde.

„Ja, ich glaube und hoffe es; nie in meinem Leben werde ich einen stolzen Gedanken wieder aufkommen lassen!“

„Dann ist meine Sendung erfüllt. Gib mir das Bein!“

Darauf setzte der Fremde das Bein ein, berührte die Wunde und alsbald heilte sie zu. Darnach ritt er fort.

Mit dieser Zeit ward Eloi ein frommer Mann und ward nach seinem Tode heilig gesprochen.

59.

Fculloge.

Lange Zeit, ehe die Dänen in Irland einfielen, lebte in Muskerri ein reicher Mann, der ein fleißiger Bearbeiter seines Landgutes

war. Da er stets sparsam gewesen war, so hinterließ er seinem Sohne nach seinem Tode mehrere Kisten und ein Dutzend große Strümpfe voll Goldstücke. Dieser dachte nun durchaus nicht daran, seinen Reichthum zu vermehren, sondern seine einzige Sorge war, sein Erbe unter die Leute zu bringen. Statt zu arbeiten, lief er auf den Jahrmärkten herum und erging sich mit gleichgesinnten jungen Leuten in allerlei Belustigungen, spielte und trank ganze Nächte hindurch und sprach nur von der Jagd und guten Hunden.

Ehe er sich's versah, waren die Kisten und Strümpfe leer und er suchte nun die Sparpfennige hervor, die sein Vater unter dem Dache und in andern Winkeln versteckt hatte. Als auch diese aufgezehrt waren, borgte er Geld auf sein Landgut und nahm sich vor, eine Mühle, die seinem Vater stets viel eingebracht hatte, zu beziehen und sich darauf durch fleißiges Arbeiten wieder aufzuhelfen. Doch sobald er wieder Geld in Händen hatte, vergaß er seinen guten Vorsatz und dachte erst wieder daran, als er den letzten Penny ausgegeben hatte. Dann aber führte er seinen Plan aus und ging nach der Mühle. Aber er fand dieselbe in einem Zustande, der ihn nicht zur Hoffnung auf bessere Zeiten berechtigte. Das Dach war eingefallen, die Räder waren zerbrochen, der Damm war so zerrissen, daß er keinen Fingerhut voll Wasser nach der Mühle führte und keine heile Wand war am ganzen Hause.

Still und traurig setzte sich Sculloge vor das verödete Haus und dachte über sein Schicksal nach. Da fiel ihm nun ein, daß sein Vater häufig an einem Steine, der vor ihm lag, herumgearbeitet hatte, und weil er glaubte, er habe vielleicht Geld darunter vergraben, machte er sich daran und wälzte ihn von seiner Stelle.

Er hatte sich nicht geirrt, denn bald hielt er einen Beutel mit fünfzig Guineen darin in der Hand und rief freudig aus: „Jetzt werde ich sicherlich Alles zurückgewinnen, was ich verloren habe!"

Anstatt nun die Mühle in brauchbaren Stand zu setzen und einen neuen Lebenswandel anzufangen, eilte er zu lustigen Brüdern und trank und spielte, bis seine Taschen wieder so leer wie vorher waren. Dann sprach er: „Jetzt werde ich mir ein Pferd borgen und zum letzten Male auf die Jagd reiten; morgen aber beginnt ein anderes Leben!"

Als er am Abende von der Jagd zurückkehrte und seinen Weg

durch eine einsame Thalschlucht nahm, sah er einen alten, närrisch aussehenden Mann im Grase sitzen und auf einem Brette den Würfelbecher zum Spiele bereit halten. Ein großer, wohlgefüllter Beutel lag neben ihm. Er fluchte, schimpfte und schrie, als ob ein Dutzend Spieler da säßen, und er war doch ganz allein und ließ seine rechte Hand gegen die linke spielen. Er schien die letztere zu begünstigen, trotzdem er nicht das geringste Glück damit hatte.

„Meine liebe Linke," sagte er, als er ein neues Spiel anfing, „wenn du verlierst, so mußt du der Rechten eine große Mühle bauen; und du spitzbübische Rechte, mußt für deine Schwester ein großartiges Schloß mit hohen Thürmen und prächtigen Gärten bauen. Ich wette auf die linke, trotzdem ich weiß, daß sie verlieren wird. Was wettest du, junger Sculloge?"

„Ich habe nur sechs Pence," erwiderte dieser, „und wenn du es erlaubst, werde ich sie auf die Rechte setzen."

„Angenommen! Wenn du gewinnst, bekommst du hundert Guineen. Ich weiß, ich habe kein Glück, aber meine liebe Linke werde ich nie aufgeben!"

Darauf warf er die Würfel abwechselnd mit beiden Händen auf den Tisch. Die Rechte gewann und ein Krach ward gehört, als ob der Himmel einstürze. Als Sculloge um sich blickte, sah er eine Mühle in seiner Nähe, die in vollem Gange war.

„Hier ist dein Gewinnst," sagte der Alte zu ihm und überreichte ihm einen Beutel mit hundert Guineen.

Merkwürdigerweise eilte Sculloge am nächsten Morgen nicht damit zum Wirthshause, sondern bezahlte seine Schulden und beauftragte einige Arbeiter, sein Haus wieder in den gehörigen Stand zu setzen.

Doch seine Liebe zur Jagd verlor er nicht und noch in derselben Woche ritt er wieder in den Wald. Auf seiner Rückkehr begegnete er wieder dem alten Narren und sprach zu ihm:

„Ich freue mich sehr, dich wieder zu sehen, denn deine Bekanntschaft hat mir Glück gebracht. Darf ich vielleicht deinen Namen wissen!"

„Spare die Complimente! Meines Namens brauche ich mich nicht zu schämen; ich bin der Elfen-Druide Lassa Buaicht und bin seit meiner Kindheit mit einer unersättlichen Liebe zum Spiele be-

haftet, trotzdem ich nie gewonnen habe, noch jemals gewinnen werde. Ich wette stets auf meine linke Hand und wenn du mitspielen willst, dann setze dich nieder. Wenn du verlierst, so mußt du thun, was ich dir sagen werde, sobald das Spiel vorbei ist; du aber kannst dir gleich jetzt ausbitten, was ich dir geben soll!"

Sculloge verlangte nur seine alte Mühle in brauchbaren Zustand gesetzt zu sehen und da der Alte damit einverstanden war, begannen sie das Spiel. Der Druide verlor und murmelte einen unverständlichen Fluch vor sich hin. „Sobald du morgen früh aufstehst," sprach er zu Sculloge, „sieh' dir einmal deine Mühle an!"

Dies war denn auch natürlich das erste, was Sculloge am nächsten Morgen that. Der Druide hatte sein Wort gehalten; denn die schönste Mühle von ganz Muskerry stand da und war in vollem Gange. Sculloge war seelenvergnügt; er eilte sogleich an die Arbeit und ward von dieser Stunde an ein arbeitsamer, tüchtiger Mann. Er verabscheute Karten und Würfel und die Schnapsflasche war ihm ein Gräuel. Das Einzige, was ihm noch fehlte, war eine Frau, damit er sich die langen Abende angenehmer vertreiben konnte.

Nun begegnete er einstmals dem alten Elfen-Druiden wieder und es dauerte nicht lange, so waren sie am Würfeln. Der Zauberer hatte eine schöne Frau zu besorgen, wenn er verlor, und Sculloge verpflichtete sich dagegen, ihm in allen Dingen Folge zu leisten. Er gewann wie gewöhnlich.

Sculloge ging an jenem Abend spät zu Bett, aber vor Tagesanbruch konnte er nicht einschlafen. Doch kaum hatte er einige Minuten geschlummert, da kam seine alte Haushälterin in sein Schlafzimmer gestürzt und rief: „Lieber Herr, wach' auf! Vor dem Hause steht eine fremde Frau, die wie eine Königstochter gekleidet und so schön ist wie — ja, ich weiß nicht wie!"

In seinem Leben hatte er sich nicht so schnell angezogen wie diesmal, obgleich er sich nicht mit seinem Alltagsanzug bekleidete. Als er die wunderschöne Frau erblickte, fiel er beinahe vor Entzücken auf die Knie. Uebrigens war er auch kein unansehnlicher Mann und er hatte sich besonders seit der Zeit, da er nicht mehr spielte und trank, bedeutend zu seinem Vortheile verändert.

„Ich war gezwungen," redete ihn die Fremde an, „hieher zu kommen, einerlei ob ich wollte oder nicht. Lieber, daß ich jedoch

einen schlechten Mann heirate, möchte ich sterben. Ich glaube, daß du mich nicht gegen meinen Willen zwingen wirst."

„Ich würde mir lieber die rechte Hand abhauen, als deinem Wunsche entgegenhandeln."

Sie blieben also bei einander und liebten sich mit jeder Minute mehr und zuletzt blieb nichts Anderes übrig, als nach dem Pfarrer zu schicken, der sie zu einem Ehepaar machte.

Sie vergaß bald, daß sie die Tochter eines Königs war und arbeitete wie die fleißigste Bauersfrau, trotzdem er es gar nicht zugeben wollte. Auch that es ihrem Gemahle sehr leid, daß er ihr keine stattlichen Kleider kaufen konnte, da die mitgebrachten bei der Arbeit bald zerrissen waren; aber sie sagte stets, sie wolle lieber im einfachen Anzuge gehen.

„Weißt du was," sagte er eines Abends zu ihr, „ich gehe wieder einmal zu dem Elfen-Druiden Lassa Buaicht und spiele mit ihm. Ich kann mit dem besten Gewissen um tausend Pfund wetten, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ich gewinne. Dann kaufe ich dir ein schönes Haus und kleide dich, wie es einer Königstochter geziemt!"

„Mein lieber Gemahl," erwiderte sie, „wenn du weder mich noch dein Leben verlieren willst, dann darfst du mit diesem betrügerischen Alten nicht spielen. Ich habe geschworen, seine früheren Thaten nicht zu enthüllen; aber glaube mir nur und folge meinem Rathe."

Obgleich Sculloge kein Wort mehr davon erwähnte, so waren seine Gedanken dennoch stets beim alten Druiden und eines Tages stahl er sich heimlich zu ihm. Dieser lächelte stillvergnügt, als er ihn kommen sah. „Um was sollen wir heute Abend spielen?" rief er ihm entgegen, „um zwei Mühlen, tausend Guineen oder noch ein Frau? Du kannst auch zehntausend Guineen auf meine rechte Hand setzen; im Falle daß du verlieren solltest, verlange ich nur, daß du meine Befehle ausführst!"

Sculloge wettete um zehntausend Pfund und das Spiel begann. Diesmal aber verließ ihn das Glück und das Gesicht des alten Druiden ließ nichts Gutes ahnen.

„Närrischer Sculloge," sprach er zu ihm, „du darfst keine zwei Mahlzeiten von einem und demselben Tische essen und nie zwei Mal in dem nämlichen Bette schlafen, bis du mir die Fios Fath an aon Sceil" (vollständige Erzählung der einzigen Geschichte) und das „Cloid-

heamh Solais“ (Schwert des Lichtes) vom Furch O'Duda (Rabe, Enkel von Soot), der im „Donn Teagh“ (braunes Haus) wohnt, gebracht hast!“

Als er zu Hause ankam, war er mehr todt als lebendig, und seine Frau sah ihm auf den ersten Blick an, was ihm begegnet war. Ohne ihn weiter deshalb zu befragen, fiel sie ihm um den Hals und sagte: „Lieber Mann, verzage nicht; Lassa Buaicht ist zwar stark und listig, aber er soll den Sieg doch nicht davon tragen.“ Dann gab sie ihm die nöthigen Rathschläge und am nächsten Morgen führte sie ihm ihr schönes Pferd, auf dem sie gekommen war, vor und nahm zärtlichen Abschied von ihm.

Das Pferd trabte so leicht dahin, als berührten seine Füße den Boden gar nicht, und Sculloge sah an den Hecken und Bäumen, daß es mit Windesschnelle lief. Bald stand es vor einem großen Wasser, aber es hielt nicht ein, sondern ging so sicher über die Wellen, wie über eine Wiese.

Gegen Abend kam Sculloge an ein großes Schloß. Sobald ihn der Wächter bemerkte, ließ er gleich die Zugbrücke herab und führte ihn in das königliche Gemach, während dem einige Knechte das Pferd, das sie sehr gut zu kennen schienen, streichelten und liebkosten.

Der König und die Königin schienen dem Aussehen nach die Eltern von seiner Frau zu sein und als ihm diese einen Becher Weines reichen ließen, warf er, nachdem er ihn geleert hatte, Saav's*) Ring hinein und sandte ihn zurück. Sobald sie den Ring sahen, stiegen sie von ihren Thronsitzen und umarmten ihren Schwiegersohn. „Es ist nicht nöthig,“ sagte die Königin, „zu fragen, ob es meiner Tochter gut geht; denn wenn sie irgendwie unzufrieden wäre, hätte sie dir den Ring nicht gegeben. Wenn du dich ausgeruht hast, werden wir dir sagen, wie du in Besitz der „Fios Fath an aon Sceil“ und des „Cloidheamh Solais“ gelangen kannst.“

Darauf führte man Sculloge in ein Schlafgemach und als er am nächsten Morgen ein stärkendes Frühstück zu sich genommen hatte, sprach sein Schwiegervater zu ihm:

*) Ein irländisches Wort (auch Sabh) von verschiedener Bedeutung, z. B. Phantasie, gute Gewohnheit, Geliebte, u. s. w.; hier bezieht es sich auf Sculloge's Frau.

„Mein lieber Sohn, der Fiach O'Duda, Lassa Buaicht und ich sind Brüder. Lassa ist der jüngste und in mancher Beziehung der stärkste, er hat stets seinen ältesten Bruder wegen des Schwertes des Lichtes beneidet. Da ich nur allein die Macht besitze, dieses zu erlangen und er wohl weiß, daß ich Fiach kein Leid zufügen werde, so hat er mir meine Tochter gestohlen und dich dadurch in seine Gewalt gebracht. Jetzt denkt er nun, daß ich Saav nicht unglücklich machen, also dir zur Erlangung besagten Schwertes behilflich sein werde.

„Fiach wohnt in einem Schlosse, das von drei Mauern umgeben ist und auf einer Haide im Süden liegt. Der Rappen, den ich dir morgen geben werde, wird am schnellsten das Thor der äußern Mauer erreichen, dann wird Fiach kommen und dich nach deinem Vorhaben fragen; du mußt alsdann auf deiner Hut sein."

Sculloge setzte sich darnach auf den Rappen und ritt dem braunen Schlosse zu.

„Ich fordere dich auf, großer Fiach O'Duda," rief er, als er vor der Außenmauer stand, „mir die „Fios Fath an aon Sceil" zu erzählen und mir das „Cloidheamh Solais" zu überliefern!"

Kaum hatte er ausgesprochen, so öffneten sich die Thore und ein großer Mann mit dunkler Hautfarbe und rabenschwarzem Haar trat ihm entgegen und schlug mit dem Schwerte nach ihm. Sculloge gab jedoch seinem Pferde eine geschickte Wendung, so daß er gar nicht und es nur unbedeutend beschädigt wurde.

Darnach kehrte er wieder nach Hause zurück. „Das ist Alles," sagte der König zu ihm, „was wir heute thun können; der nächste Tag wird uns mehr Arbeit bringen!"

Den ersten Theil der folgenden Nacht verbrachten sie mit Essen und Trinken, den zweiten verplauderten und versangen sie und den dritten verschliefen sie.

Am Morgen machte sich Sculloge auf einem Schimmel nach dem braunen Schlosse. Die Außenmauer war inzwischen eingefallen, und als er vor die Thüre der zweiten Mauer kam, kam ihm Fiach mit einem mürrischen Gesichte entgegen und wollte Roß und Reiter mit seinem Schwerte zerspalten.

Sculloge aber war auf seiner Hut und er und das Pferd kamen wieder ohne bemerkenswerthen Schaden davon.

Die folgende Nacht wurde in derselben Weise wie die vorher-

gehende verlebt und am Morgen darnach bestieg Sculloge das braune Pferd, das er mitgebracht hatte, und ritt nach dem Schlosse.

Da die zweite Mauer auch umgefallen war, so war er gleich im Hofe. Fiach brauchte er auch nicht zu rufen, denn dieser stand bereits mit seinem Schwerte vor ihm und holte zum vernichtenden Streiche aus. Doch Sculloge kam wieder glücklich davon und erreichte ohne einen Unglücksfall das Schloß seines Schwiegervaters.

Am Morgen darauf gab ihm dieser statt eines Pferdes eine Clarsech (kleine Harfe) und eine mit allerlei werthlosen Dingen gefüllte Tasche und schickte ihn wieder nach dem braunen Schlosse.

Als er in dessen Nähe kam, griff er in die Saiten und es kam ihm vor, als befände er sich plötzlich auf einer Wolke und genieße die Freude des zukünftigen Lebens. Die Bäume winkten ihm den Dank mit ihren Zweigen zu; das Gras bog sich und die wilden Raubvögel versammelten sich furchtlos um ihn. Die Diener Fiach's, die an der umgefallenen Mauer beschäftigt waren, ließen ihre Arbeit im Stich und stellten sich um den Sänger.

Nun öffnete Sculloge seine Tasche und zerstreute den Inhalt nach allen Winden. Die Arbeiter fielen wie rasend darüber her, da sie glaubten, es sei alles Gold. Während dieses Tumultes eilte er nun in's Schloß und kam in das Schlafzimmer Fiach's. Dieser schlief so fest, als sei er todt; das Schwert des Lichtes, welches das fensterlose Zimmer erleuchtete, hing neben dem Bette.

Sculloge nahm es von der Wand, zog es aus der Scheide und rief: „Fiach O'Duda, steh' auf und erzähle mir die „Fios Fath an aon Sceil"; um das „Cloidheamh Solais" brauche ich dich nicht zu bitten, denn ich habe es bereits in meiner Rechten!"

Der Druide war so bestürzt, daß er gar nicht antworten konnte. Allmälig erholte er sich jedoch und erzählte die

„Fios Fath an aon Sceil".

„Ich bin der älteste von drei Brüdern; Draoi und Lassa Buaicht sind die jüngsten. Da ich laut des Geburtsrechtes das berühmte „Cloidheamh Solais" erbte, wurde ich stets von meinem jüngsten Bruder beneidet und er versuchte auch alles Mögliche, mir es zu entreißen. Da ich aber ebenfalls ein Druide bin, so konnte er mir nichts anhaben.

Doch um ihm aus den Augen zu sein und um die Welt ein

wenig zu sehen, ging ich nach Griechenland, woselbst ich mit dem Könige so gut bekannt wurde, daß er mir seine Tochter zur Frau gab. Beide verstanden Zauberei und er hatte einen Stab, mit dem er Alles in irgend eine Form verwandeln konnte. Diesen Stab aber stahl ihm meine Frau und nahm ihn mit sich nach Irland.

„Als ich wieder in meiner Heimat angekommen und eines Tages auf die Jagd gegangen war, fanden meine Hunde einen wild aussehenden, aber schön gewachsenen jungen Mann in einem Gebüsche. Ich eilte auf ihr Gebell hinzu und da er seine Hände flehend gegen mich ausstreckte und ihm die hellen Thränen aus den Augen liefen, rief ich die Hunde zurück und nahm ihn mit nach Hause. Ich ließ ihm das Haar schneiden, schenkte ihm schöne Kleider und gab mir große Mühe, ihm das Sprechen beizubringen. Nie aber hätte ich geglaubt, daß er ein verkappter Bösewicht war, den mir mein Bruder zugeschickt hatte, um meine Frau zu verführen, und ihm zum Besitze des Schwertes des Lichts zu verhelfen.

Eines Tages kam ich von der Jagd zurück und hörte zwei Personen im Gebüsche flüstern. Ihre Stimmen waren mir bekannt und als ich deshalb etwas näher nachsah, entdeckte ich meine Frau in verdächtiger Umarmung mit ihrem Buhlen. Augenblicklich wollte ich ihm meinen Jagdspieß durch den Bauch jagen, als mich meine Frau sah und den Zauberstab auf mich warf, wornach ich zu einem Pferde ward.

Ich verlor jedoch die Besinnung nicht und versuchte den Verführer mit den Hufen zu zerstampfen, aber ehe ich ihn erreichte, war er auf einen Baum geklettert. Meiner Frau wollte ich Nichts zu Leide thun; doch alle Leute, die sie schickte, um mich einzufangen, biß und schlug ich dermaßen, daß sich Keiner mehr in meine Nähe wagte.

Kurz darnach schlug sie mich abermals mit dem Zauberstabe, wonach ich zum Wolf ward. Glücklicherweise hatte sie nicht die Macht, mich zu tödten; aber sie beredete ihren Vater, der sich damals in meinem Schlosse auf Besuch befand, Jagd auf mich zu machen und er fing mich auch.

Als mich gerade die Hunde zerreißen wollten, kam er selber auf mich zu; ich streckte ihm meine Vorderpfoten entgegen und heulte und weinte so wehmüthig, daß er mich mit nach Hause nahm. Seit dieser Zeit wich ich nicht mehr von ihm.

Meine Frau und ihr Geliebter hatten inzwischen das ganze Haus nach dem Schwerte des Lichts durchsucht, sie hatten es nicht gefunden, da ich es zu gut versteckt hatte. Nun versuchte sie Alles, mich umzubringen.

Eines Tages sang sie unser Kind in den Schlaf und bespritzte es und mich mit Blut. Dann rief sie ihren Vater, zeigte ihm den blutigen Säugling und sagte, ich habe ihn gebissen. Dieser aber untersuchte das Kind genau und da er keine Wunde fand, nahm er die Zauberruthe, schlug mich und sprach: „Hier ist ein Geheimniß; ich beschwöre dich, nimm deine natürliche Gestalt an!"

Im nächsten Augenblicke stand ich als Mensch vor ihm und mein Weib verließ das Zimmer so schnell sie konnte. Doch sie ward bald wieder eingeholt und auf einen Stuhl gebannt. Der Verführer aber ward geknebelt und als ich meinem Schwiegervater den ganzen Sachverhalt getreu mitgetheilt hatte, schlug ihm dieser mit dem Zauberstab in's Gesicht und gleich stand ein häßlicher, buckliger Kerl vor ihm.

Meine Frau schrie und weinte vor Aerger und Scham und wagte nicht, einen von uns anzusehen. Der bucklige Kerl ward gleich darauf auf einem hellloderuden Scheiterhaufen verbrannt.

Darauf fragte mich der König, was er mit seiner treulosen Tochter machen sollte; ich bat ihn, sie wieder mit nach Hause zu nehmen, was er auch that. Seit jener Zeit bin ich stets gegen die Umtriebe meines Bruders auf der Hut gewesen.

Aber nun sage mir auch, was dich bewog, meine Schloßmauern zu zerstören, und mir mein Schwert zu rauben? Ohne die Hilfe meines guten Bruders hättest du es nicht fertig gebracht."

Sculloge erzählte nun seine ganze Lebensgeschichte und versicherte ihn, er würde nicht mehr lange ohne das „Cloidheamh Solais" sein und wegen seines bösen Bruders keine Mauern mehr brauchen.

Dann setzte er sich auf sein braunes Pferd und ritt durch das große Wasser nach Hause. Doch unterwegs begegnete er dem verschmitzten Lassa Buaicht und setzte sich neben ihn; dieser wandte kein Auge von der kostbaren Waffe und sprach: „Die Geschichte brauchst du mir nicht zu erzählen, denn ich kenne sie gut genug; gib mir nur das Schwert und es soll dir in Zukunft an Goldstücken nicht fehlen."

„Wie soll ich dir's reichen?" fragte Sculloge.

„Wie du willst!"

„Da hast du's, elender Wicht!" Und damit schlug er ihm den Kopf ab.

Dann ging Sculloge nach Hause, wo ein zärtlicher Empfang seiner harrte. Er verkaufte seine Mühle und zog mit seiner Frau zu seinen Schwiegereltern, wo Beide herrlich und in Freuden lebten.

Die Lords von Muskerry führen ihren Stammbaum auf dieses Paar zurück.



Von dem Verfasser vorliegenden Buches sind folgende Werke erschienen:

Amerikanische Lebensbilder. Skizzen und Tagebuchblätter. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts. Zürich 1884, Verlags-Magazin.

Neue Epigramme. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts. Zürich 1884, Verlags-Magazin.

Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. — 80 Pf. = 1 Fr. Zürich 1885, Verlags-Magazin.

Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". — 1 Mk. = 1 Fr. 20 Cts. Zürich 1885, Verlags-Magazin.

Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Jena 1871, Verlag von Herm. Costenoble.

Lieder und Romanzen Alt-Englands. Cöthen 1872, Paul Schettler.

„Der Sang von Hiawatha" von H. M. Longfellow, übersetzt, eingeleitet und erklärt. Jena 1872, Herm. Costenoble.

Schottische Balladen. Gebunden. Halle 1875, Waisenhaus.

An American Shakespeare-Bibliography. Boston 1876, Schoenhof.

Amerikanische Skizzen. Halle 1876, Herm. Gesenius.

Epigramme. Lyck 1877, Emil Wiebe.

Humoristische Gedichte. Baltimore 1877, Roßmäßler.

Zwei amerikanische Idyllen: „Elisabeth", von H. M. Longfellow, und „Eingeschneit", von J. G. Whittier. Uebersetzt. Berlin 1879, Julius Bohne.

Longfellow. Eine literar-historische Studie. Hamburg 1879, Herm. Grüning.

Aus dem Wigwam. Uralte und neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, wiedererzählt. Leipzig 1880, Otto Spamer.

Kapital und Arbeit in Amerika. Vortrag. Zürich 1881, Cäsar Schmidt.

Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder. Leipzig 1882, Bernh. Schlicke.

Staat und Kirche in Amerika. Vortrag. Gotha 1882, Stollberg'scher Verlag.

Shakespeare in Amerika. Eine literar-historische Studie. Berlin 1882, Theod. Hofmann.

Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer. Leipzig 1882, Paul Frohberg.

Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei in's Deutsche übertragen. Leipzig 1883, Ed. Wartig.

Gedichte. Nr. 578 der Reclam'schen Universalbibliothek.

Longfellow's „Evangeline". Reclam's Universalbibliothek.

— **„Die Brautwerbung des Miles Standish."** Reclam's Universalbibliothek.

Karl Knortz and **E. Dickmann.** Modern American Lyrics. Leipzig 1880, F. A. Brockhaus.





